

TÜBINGER GERMANISTISCHE ARBEITEN
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN SCHNEIDER
ERSTER BAND

WALTHER GOEKEN

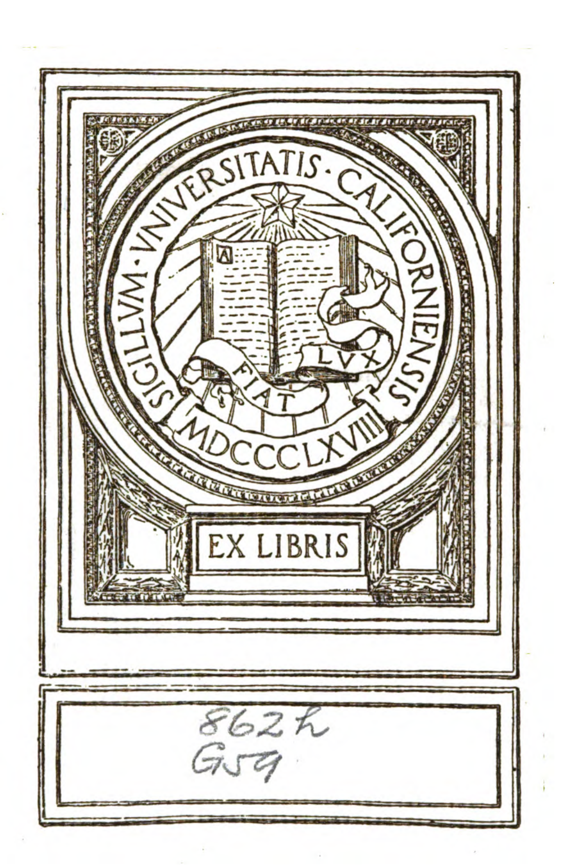
HERDER ALS DEUTSCHER

Ein literarhistorischer Beitrag
zur Entwicklung der
deutschen Nationalidee



W. KOHLHAMMER / VERLAG IN STUTTGART
1926



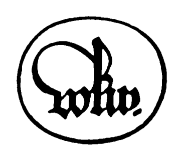

SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



TÜBINGER GERMANISTISCHE ARBEITEN

HERAUSGEGEBEN
VON PROF. DR. HERMANN SCHNEIDER

ERSTER BAND

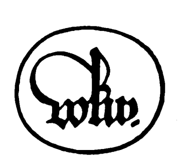


VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART 1926

WALTHER GOEKEN

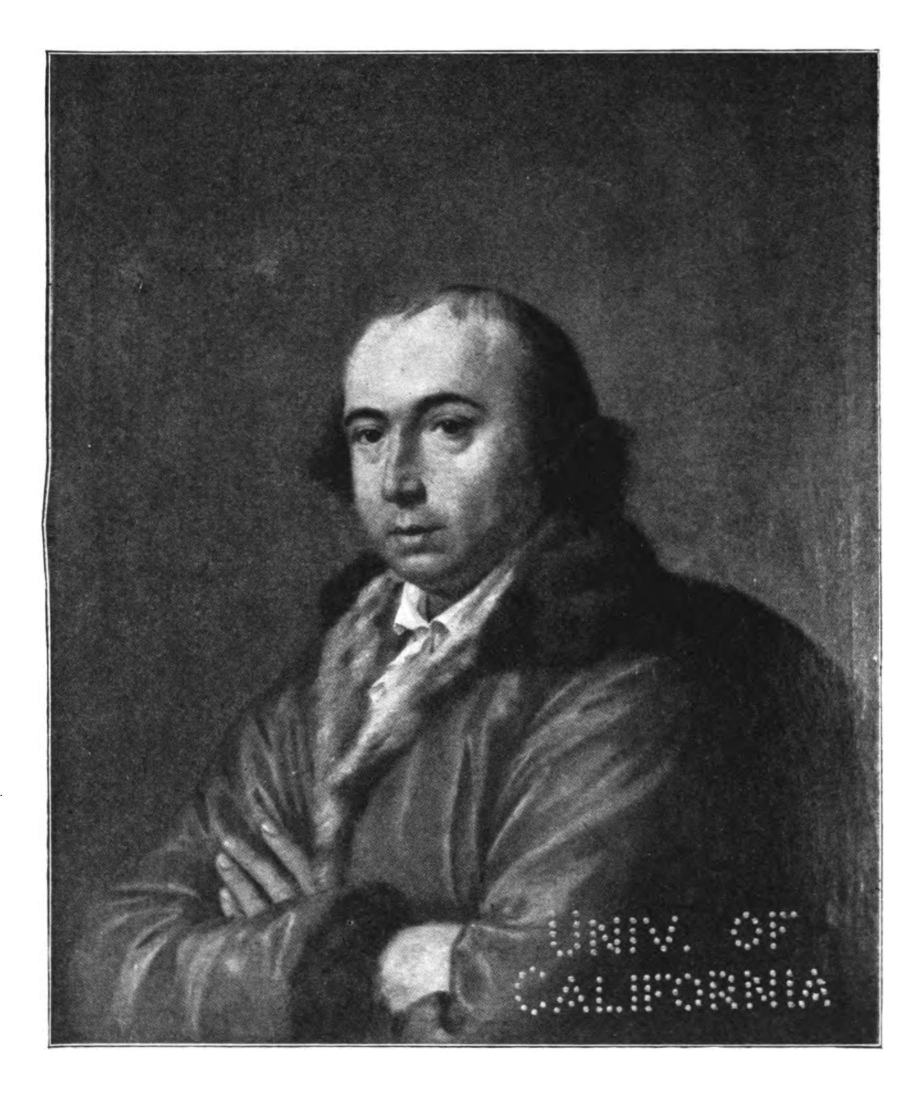
HERDER ALS DEUTSCHER

Ein
literarhistorischer Beitrag
zur Entwicklung
der
deutschen Nationalidee



VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART 1926

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.
Printed in Germany.



Herder auf der Italien-Reise
(Nach einem Gemälde von Rehberg)

Dem Gedächtnis meiner Mutter

Vorbemerkung.

Das Thema meiner Untersuchung verdanke ich Herrn Professor Dr. Schneider, der es mir in den Herder-Übungen seines Berliner Germanischen Seminars seinerzeit zur Behandlung übergab. Nach Jahren nahm ich es, unter ganz anderen äußeren Umständen, wieder auf. Ununterbrochen hat mein hochverehrter Lehrer das Werden und Wachsen der Arbeit mit förderndem Rat aus der Ferne geleitet und begleitet. Dafür spreche ich ihm an dieser Stelle erneut ehrerbietigen Dank aus.

Das Original des beigegebenen Herder-Bildnisses ist im Besitz seiner Urenkelin, der Frau Major Aulhorn in Weimar. Für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung sei ihr bei diesem Anlaß wiederholter Dank gesagt.

Inhalt.

Zur Einführung.

Herders Stern am deutschen Geisteshimmel scheint verblichen. Wieviele Gebildete lesen und kennen ihn noch? Von allen „klassischen“ deutschen Schriftstellern begegnet man seinem Namen auf unserm geschäftig lauten Büchermarkt am seltensten.

Das kann unter Umständen auf stilles Fortwirken deuten. Und so ist es! Herder lebt unerkannt und unbekannt mitten unter uns als eine geistige Macht. Jetzt erst geht seine reich ausgestreute Saat völlig auf. Spengler, Troeltsch, Gundolf, jeder auf seine Art, sind dessen Zeuge. Der Sämann selbst aber scheint — bis auf den respektvoll erwähnten Namen — vergessen.

Zugegeben! wird man erwidern; doch was könnte uns Herder gerade als Patriot zu sagen haben? Der Kirchenfürst und weiche Humanitätsapostel, der in unklarem Pazifismus von einem einigen Weltreich der Völker träumte, wird uns, die wir so viel Schweres erfahren haben, auf unsere nationalen Fragen stumm bleiben. Überlassen wir ihn seinen kläglich zerschellten Idealen! Unsere klassische Periode hat nun einmal keinen rechten „Nationalautor“ hervorgebracht: mit dieser schmerzlichen Lücke haben wir uns abzufinden!

Die vorliegende Schrift will zeigen, inwieweit Herder zu einem Nationalerzieher befähigt war. Daß er es in Wirklichkeit nicht geworden ist, liegt gutenteils an der Ungunst der Zeit und fällt ihm selbst weniger zur Last. Ergreifend aber wirkt schon das persönliche Schicksal des Mannes. Wie kaum einer damals fühlt und teilt er alle Leiden seiner Nation: ihre innere Unreife und Zerklüftung in Standes- und Parteigruppen, ihre äußere Ohnmacht unter dem Druck des französischen Nachbarn. Bedrängen uns heute nicht ähnliche Sorgen? Nostra res agitur! So ist unsere Teilnahme dem edelstrebenden, trotz allem unverzagten Patrioten sicher, der mit seinen blitzartigen Ein- und Aussich-

ten in Vergangenes und Kommendes weit seiner Zeit voraus war und endlich in der engen deutschen Kleinstaatenwelt verkümmerte.

Was Herder außer seinem tiefen, warmherzigen Nationalsinn zum berufenen vaterländischen Erzieher mitbrachte, müssen wir gleich hier aufführen. Wer wollte ihm die erste Vorbedingung dazu, den sittlich reinen Ursprung des Wollens abstreiten? Gewiß, in der Spätzeit zeigte er sich schroff, gallig verärgert, argwöhnisch. Doch im jugendlichen und besten Mannesalter ging von ihm die zwingend erzieherische Wirkung des festen, selbstbeherrschten Charakters aus: die Erzählungen von Freunden und Schülern beweisen es. Seine hohe pädagogische Begabung ist allbekannt. Früh schon regte sich auch ein Drang zu lebendigem Wirken. Erst bei sinkender Kraft, am Lebensabend, mußte er sich zu seinem Kummer aufs bloße Schreiben beschränken. Dazu seine lang bewahrte, jugendlich anmutende Beweglichkeit und Einfühlungsgabe in Volksstimmung und -lage — all dies macht ihn bereits zu einem geborenen Nationalerzieher.

Uns soll beschäftigen, was ihm dazu fehlte und was wir an ihm besessen und — verloren haben.

Aufgabe und Material der Untersuchung.

Die vorliegende Untersuchung strebt einen Längsschnitt durch Herders nationale Ideen und Empfindungen in ihrer charakteristischen Tiefe und Verflochtenheit mit seinen anderen Denkrichtungen an. Das Ziel scheint mir allein auf biographisch-historischem Wege erreichbar, unter stetem Blick auf die Gesamtentwicklung Herders. Dies Vorgehen rechtfertigt und fordert der oft jähe Wechsel seiner Ansichten und seine starke Subjektivität.

Anregung und in manchem Vorbild zu unserem Beginnen boten Friedrich Meineckes Untersuchungen und daneben Adolf Rapps Werk[1]).

Die psychologische Grundlage der Untersuchung bedarf der Ergänzung. Es fehlt an einer gründlichen Durchleuchtung der verwickelten seelischen und außerseelischen Quellen und Fak-

toren des Nationalgefühls. Das einzige mir bekannte Werk über den Patriotismus [2]) nimmt das patriotische Denken mehr als etwas Fertiges, — um es seiner Kritik zu unterwerfen —, als daß es den tatsächlichen Ursprüngen im einzelnen nachforschte. Eben diese aber waren für unsere Zwecke im Auge zu behalten. So mußten wir sie in eigener Umschau zusammensuchen und nach ihrer verschiedenen Bedeutung in das zeitlich-biographisch aufgebaute Bild eingliedern.

Als spezielle Vorgänger sind die Arbeiten von Jonetz, Kröhner und v. Ladiges zu nennen [3]). Alle drei erschöpfen das Thema nur teilweise. Durchweg bauen sie auf unzulänglich ausgenutztem Material. Jonetz verzichtet auf eine entwickelnde Darstellung und hält die verschiedenen Etappen in Herders Werdegang nicht scharf genug auseinander. Kröhner fußt, wie er im Nachwort selbst angibt, auf Haym und Kühnemann. v. Ladiges faßt die Aufgabe vornehmlich philosophisch an, vergißt aber, in jenen Strom inneren und äußeren Geschehens hinabzusteigen, der die Anschauungen eines Herder stets durchdringt und tief beeinflußt hat. Ihre Untersuchung setzt in der Bückeburger Zeit ein und bricht schon bei den „Ideen“ ab. Die angekündigte Darstellung von Herders Verhältnis zu den politischen Ereignissen und Zuständen der Zeit, die den zweiten Teil bilden sollte, unterbleibt. Abweichend von dem dort geübten Verfahren ist eine Ermittlung dieses Verhältnisses jeweils an geeigneter Stelle in den kontinuierlichen Ablauf der Enwicklung hineinverflochten worden. Doch bleibt es mir bedauerlich, ihre Dissertation von hier aus nur flüchtig eingesehen zu haben. Zu gründlicher kritischer Auseinandersetzung hatte ich keine Gelegenheit, zumal die seltene Anführung von Belegstellen (aus der Gesamtausgabe) die Nachprüfung erschwert. Die feineren Formen und Abwandlungen des vielseitigen Herderischen Nationalgefühls lassen alle drei Untersuchungen außer Betracht.

Herders nationales Empfinden gilt mit ähnlicher Liebe und Intensität seinem engsten „Vaterlande“, worunter die Zeitgenossen oft lediglich die Heimat, ja jeden, dem einzelnen vertraut gewordenen, jeweiligen Wohnsitz verstanden, — wie auch,

in schmiegsamer Nachempfindung, räumlich und zeitlich entfernten Nationen. Für uns soll hier die Zwischenstufe, das Nationalgefühl in dem herkömmlich gemeinten Sinne, im Mittelpunkt stehen. Wir fragen also: wie verhält sich Herder einerseits zu seiner preußischen „Staatsnation", andererseits zur deutschen „Kultur"- und „Staats"-Nation, soweit von letzterer damals die Rede sein kann[4]) ?

Der Patriot Herder bekundet sein Nationalgefühl in dreifacher Weise: zunächst in bloßen Empfindungen und Äußerungen, die, als Niederschlag wirklicher Erlebnisse, schnell über den beweglichen Spiegel seines Innern huschen, zuweilen ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Weiterhin nimmt sein Nationalgefühl festere Gestalt an: in nationalen Ansichten und Auffassungen auch auf entlegenen Gebieten. Endlich bestimmt es gelegentlich sein Wollen und Handeln, greift also sichtbar in seinen Werdegang ein. Mit einem Wort: sein passiv-rezeptives und aktives nationales Verhalten wollen wir kennen lernen.

Damit ist das Material der Untersuchung gegeben. Es sind die biographischen Zeugnisse (leider mir teilweise schwer zugänglich) und die Werke, wie sie Suphans Ausgabe abschließend vorlegt.

So weitschichtig sich dies Material ausnimmt, — man wird sich stets vor Augen halten müssen, daß Herders nationale, insbesondere national-politische Ansichten fragmentarisch auf uns gekommen sind. Der Schatten, der über seinem ganzen Lebenswerk liegt, verdunkelt die restlose Aufhellung unseres Gegenstandes spürbarer als vielleicht die manches anderen. Zwei Hauptschriften — die „Fragmente" wie die „Ideen" — hätten gerade in den lange geplanten, zuletzt doch ungeschriebenen Schlußteilen wichtige Aufschlüsse gebracht. Wie weit sodann (und wohl auch in Zusammenhang hiermit) die Scheu vor der Öffentlichkeit und der Zensur Herders Drang sich mitzuteilen entgegengewirkt hat, vermögen wir heute schwer nachzufühlen und abzuschätzen[5]). Auch seine exponierte Stellung als Landesgeistlicher zwang zur Zurückhaltung, die er freilich nicht selten fahren ließ.

Aus der Aufgabe, wie sie vorhin umgrenzt worden, ergibt es

sich als notwendig, die Schriften, Entwürfe, Umarbeitungen meist nach der Entstehungszeit, nur ausnahmsweise nach dem Erscheinungsjahr auf die Entwicklungsabschnitte zu verteilen und heranzuziehen. Für die Datierung waren maßgebend Haym, dessen Biographie fast immer der Genesis sorgfältig nachgeht, sowie Suphan und seine Mitarbeiter.

Ideengeschichtliche und individuelle Voraussetzungen.

Bevor indes in die historisch fortschreitende Analyse eingetreten werden kann, gilt es sich klar zu werden, was die Aufklärung bereits für Nationalempfindungen und -ideen geleistet hatte[6]).

In ihr drängte gegen die herrschende weltbürgerliche Richtung, die mit ihrem Wesen unmittelbar verwachsen ist, eine patriotisch-politische an. Die allseitige, individuelle Abgeschlossenheit und Autonomie der Nation zwar liegt höchstens an der dämmerig fernen Grenze ihres Horizonts. Der jüngere Moser und Bülow kennen schon einen von eigenem Leben erfüllten „Nationalgeist“. Aber selbst Moser gibt seine Vorstellung von den Nationen, deren jede ihre großen „Triebfedern“ habe („Reliquien“ S. 37) bald wieder auf, wenn er (S. 138) die Möglichkeit erörtert, mit der Erziehung oder „Denkungsart“ das Vaterland zu wechseln. Nur vorübergehend und dunkel ahnte er demnach etwas davon, daß der einzelne in das nationale Kollektiv-Individuum unlöslich, schicksalhaft eingebettet ist. Überhaupt sieht die Aufklärung — recht als Kind des Partikularismus der Epoche — Vaterland und Einzelstaat in enger verknüpftem Verhältnis als Vaterland und Nation. Abbt und Iselin etwa haben jene Zusammenhänge in spürbarer Herzenswärme verdienstlich erkennen helfen, und Nicolai spricht bereits davon, daß jeder Staat nach seiner besonderen Lage zu behandeln ist, will man auf ihn eine politische Theorie anwenden. Doch geht diesem preußischen oder schweizerischen Patriotismus der große, sehnsüchtige, glaubensstarke Zug auf die kulturschöpferische, eigenartig sich auswirkende Gesamt-Nation ab und verharrt in dem Charakter eines einzelterritorial

geborenen, ins Allgemeine gehobenen Vaterlands- und Staatssinnes.

Herder fühlte sich, soweit ich bis jetzt sehe, zu keiner Zeit so fest mit einem realen Staatswesen verbunden; sein Patriotismus entbehrt meist der stetigen, innerpolitisch genährten, gleichsam männlichen Kraft. Dafür übertrifft er die Aufklärer in der Weite, Tiefe und der — seine Grundauffassungen durchdringenden — Wärme der nationalen Empfindung, die aus einer ungeahnt reichhaltigen völkergeschichtlichen Anschauung schöpft, aus der Fülle nationaler Lebenserscheinungen. So läßt er die Aufklärung weit hinter sich, wiewohl sie ihm, dem großen Lebenserwecker, gewisse keimkräftige Anregungen unleugbar geliefert hat.

Aus welchen Tiefen der Persönlichkeit, aus welchen konstanten Grundanlagen des Geistes geht dieser neuartige Nationalsinn hervor? Das Nötigste nur möge hier, ohne späterem vorzugreifen, seine Stelle finden, um die individuelle Grundlage zu kennzeichnen, auf der wir uns bewegen. Es sei erlaubt, für diesen Zweck die Ergebnisse der jüngsten Geistespsychologie fruchtbar zu machen!

Nach der wohl allenthalben herrschenden Ansicht ist der bleibende Kern des Herderschen Wesens, so proteushaft wechselnd es auftreten mag, religiöser Natur. Die Grundkraft seiner Seele besteht in teilnehmender Liebe und feiner Empfänglichkeit für die lebendig reiche Schöne der individuell mannigfach abgestuften, göttlichen Weltschöpfung. Sie lenkt Richtung und Ausprägung seiner Ideen. Sonach offenbart sich Herder als Vertreter des religiösen Typus der Individualität — jedoch mit einem starken sozialen Einschlag[7]), der unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Seine Stellungnahme zu den mittelbar oder unmittelbar uns interessierenden Fragen zeigt ihn an. Als sozial beanlagter Mensch hat er einen Hang zum patriarchalischen Regierungssystem[8]), wo nicht die Liebe zur Macht, sondern die Macht der Liebe herrscht; ja, er spielt, im Vertrauen auf die natürlichen Geselligkeitstriebe des unverbildeten Menschen, mit dem Gedanken der Anarchie[9]) — freilich einer solchen der Liebe, die alles von selber leitet, ohne eine von oben

kalt normierende Gerechtigkeit. Zugleich sozial und religiös berührt die Ehrfurcht vor den Lebenserscheinungen überhaupt; vor welchen sie sich am tiefsten beugt, hängt von dem Umfang einer sozialen Gesinnung ab. Ist Herder vornehmlich Christ? Ist er gar Kosmopolit, als den eine Popularmeinung ihn ausgibt? Oder fühlt er sich vor allem als Deutscher, als Glied einer geschlossenen Lebens- und Geistesgemeinschaft? Die geringfügigsten Beweise werden die folgenden Blätter für das zweite beibringen können. Christ und Deutscher aber ist er wohl immer gleichzeitig gewesen, und es wird zu unserem ständigen Beobachtungskreis gehören, wie sich beides miteinander verträgt, friedlich fördernd oder feindlich sich reibend. Schon jetzt[10]) ist seines charakteristischen Urteils über die Mosaische Theokratie (im „Geist der Ebräischen Poesie") zu gedenken: wie ein Schiboleth berechtigt es uns, Herder von der Struktur des eigentlich politischen Menschen auszuschließen und der sozial-religiösen Gruppe zuzuweisen[11]).

Kurz, die soziale Anlage tritt kräftig hervor. Ist etwa ihr der Vorrang in Herders geistigem Wesen zuzuerkennen? Sollte die religiöse von ihr mitumfaßt, geweckt und gelenkt werden? Die Entscheidung darüber könnte allein in einem größeren Zusammenhang gesucht und gefällt werden, als es der Rahmen dieser Abhandlung erlaubt. Uns genügt es, den Boden, auf dem Herders nationale Ideen erwachsen, als tragfähig erkannt zu haben.

Erster Abschnitt.

Zwischen den Nationen.

Kapitel I.

Mohrungen und Königsberg (1744—1764).

Herder ist Ostpreuße. Von dem schlesischen Einschlag seines Wesens, den die Familientradition und danach die biographische Forschung zur Erklärung mancher Züge bisher annahm, muß man nach den letzten Spezialuntersuchungen[1]) wohl absehen. Wir halten uns an seine ostpreußische Abkunft und versuchen zu bestimmen, was er als deutscher und preußischer Patriot seiner Heimat zu verdanken hat.

Durch die Ostsee-Provinzen — gelegen zwischen dem Abendland und den letzten Ausläufern des Morgenlandes — geht seit einem Jahrtausend eine Naht der Welt[2]). In der feindlichen und freundlichen Berührung mit der fremden Art wächst in dem dortigen Deutschtum leicht ein schrofferes Nationalbewußtsein empor als mitten im Reich, — eine Reaktionswirkung, eine Folge von Druck und Gegendruck, wie wir sie ähnlich — an der entgegengesetzten Grenze — noch bei dem Straßburger Herder antreffen werden. Von den Tagen der Deutschordensritter an, die im Gegensatz zu anderen ausschließlich Söhne deutscher Mütter aufnahmen und in fremder Erde Fuß faßten, führt eine nationale Entwicklungslinie über die Sprachgesellschaften und Dichterschulen des 17. Jahrhunderts, die z. B. in Danzig deutschen Sinn pflegten, hin zu — Herder. Somit war der geographisch-geschichtliche Zusammenhang, in den ihn Geburt und Abstammung einreihte, für die Erweckung eines lebendigen Nationalgefühls günstig — nicht so für ein preußisches Staatsbewußtsein. Ein solches — uns Heutigen mit jenem untrennbar verbunden — war, wie in jener Zeit überhaupt

selten, von den östlichen Untertanen der Monarchie zuletzt zu erwarten. Die Provinz war von dem preußischen Stamm- und Kernland ungleich schärfer getrennt als in den heutigen Verkehrsverhältnissen. Seltener merkte man dort einen „staatsnational" kräftigenden, wenn auch spartanisch rauhen Hauch vom Regierungs- und Regentensitz her.

Kindheitserinnerungen, die am Gegenständlichen und Persönlichen der nahen Umwelt hängen, pflegen beim einzelnen lange zu haften. So ist vielleicht die erste lokale Anregung, die in dem Knaben Herder das Nationalempfinden vorbereitet hat, in der allernächsten Umgebung des Geburtshauses zu suchen. Es ist die Ruine des Schlosses der Ordensritter, aus dem Mohrungen entstand, und ihre noch gut erhaltene Kirche[3]). Herder der Mann zwar hat die kriegerische Gewaltpolitik des Ordens als Abirrung von seiner eigentlichen Aufgabe verworfen[4]); aber hier stand ihm ein Denkmal dessen, was die auch von ihm bewunderte elementare Kraft der Nation[5]) zu schaffen vermochte, eindrucksvoll vor Augen. Nach Jahren noch treffen wir auf Spuren der Erinnerung an den „gothisch gehörnten Thurm" und die Schloßkirche[6]). Ein zweites Mal ward damit der Deutsch-Ritterorden für seinen Nationalsinn bedeutsam.

Auf eine weitere Wurzel hat Herder selbst hingewiesen. In dem „Erinnerungslied" nennt er seinen Vater einen „Patrioten für zween Menschenalter" (XXIX, 281; L. B. 1, 238). Zugestanden, daß hiermit vornehmlich der Patriotismus für mehr lokale oder provinziale Dinge gerühmt werden soll — jedenfalls darf in dem Sohne eine angeborene oder früh anerzogene Anlage zu nationalem Empfinden angenommen werden.

Welche nationalisierenden Einflüsse sonst auf dem Wege der Erziehung dem Heranwachsenden nahegebracht wurden, können wir (soweit ich das Material übersehe) nur vermuten; besonders über die Anschauungen seiner Hauptlehrer, Grimm und Trescho, ist wenig bekannt. Ließen sie überhaupt ihren Schüler und Ammanuensis in ihre letzten Überzeugungen Einblick nehmen? Trescho z. B. bekannte sich vor der Öffentlichkeit, in seiner Schriftstellerei, als begeisterter Verehrer seines Königs: „Friederichs Unterthan zu heißen, das war ein himm-

lisches Geschenk“, und beim preußisch-russischen Friedensschluß legt er ihm seinen Dank zu Füßen [7]), — während der junge Herder bei gleichem Anlaß dem Zaren huldigt! (s. u.) Danach ist ein unmittelbar wirksamer preußisch-patriotischer Einfluß des Diakonus (falls seine Bewunderung echt war) ausgeschlossen.

Eher darf man von einer mittelbaren Einwirkung beider Männer sprechen. Die Behandlung, die der von Haus aus sanft geartete und erzogene Knabe bei ihnen fand, hielt ihn in einem Zustand vorwiegender Depression. Dieser ist der Entfaltung eines gesund männlichen Nationalsinnes und -stolzes auf den vaterländischen Staat hinderlich. Ist es zu verwundern, wenn noch der alternde Verfasser der Humanitätsbriefe peinlich genau Vaterlandsliebe von Vaterlandsstolz, wie die Spreu vom Weizen fast, sonderte? wenn er nur schwer sich die Anerkennung einer wenn nötig expansiv-kriegerischen nationalen Selbsterhaltungspolitik des eigenen oder fremder Völker abgerungen hat?

Andererseits hat Trescho — wohl ohne bewußte Absicht — seinen lesehungrigen Schüler national fördern helfen: durch seine reiche Bibliothek. Aus dieser und anderen Quellen schöpfte Herder früh eine erstaunliche Belesenheit. Er selber verrät uns die Lieblinge seiner Jugend: Kleist und Lessing (S. W. S. XXIX, 280). Eine bezeichnende Auswahl! Zu zwei spezifisch preußischen Dichtern zog es ihn hin. Mit seinem geistig-seelischen Wesen — daran ist kein Zweifel — wurzelt er im Boden seines Vaterlandes, auch seines engeren, und tief innere Verwandtschaft ließ ihn seine Auslese treffen, die wir als erstes Anzeichen einer feinen nationalen Einfühlungsgabe buchen. mochte ihn auch an Kleist damals anderes als die besondere preußisch-patriotische Note anziehen. Auch auf Gleim stieß er in Treschos Bücherschatz. Seine „Kriegslieder“, aber auch — französische Gedichte im „Ton des Patriotismus“ hat er, wie er in seinem späteren Lob des Grenadiers erwähnt (Fragmente II, IV, No. 4 Suph. 336), „im vorigen Kriege“ gelesen. Und als Fünfziger noch erzählt er in einer Schulrede, wie diese Versenkung in unsere besten Dichter in dem Knaben und Jüngling

„einen Nationalcharakter, wenn dies bei uns möglich ist, erweckt“ habe (XXX, 222), einen „Vorschmack großer Gefühle“ [8])!

Aber sollten nicht die Stürme des Siebenjährigen Krieges, die auch die kleine Heimatstadt Herders streiften, in dem Heranreifenden ein waches, opfermutiges S t a a t s gefühl aufgerüttelt haben? Trotz der Nähe des preußisch-russischen Kriegsschauplatzes, trotz des Patriotentums des Vaters hat der Sohn schon früh eine heftige Abneigung gegen die realpolitisch-militärische Größe des Königs empfunden.

Zeitig war der Jüngling in seinem Kantonsbezirk ins Militärregister eingetragen worden [9]). Die Sorge, dereinst eingezogen zu werden, schwebte lange Jahre drohend über ihm. Er, der wohl nur mäßig ernährte, schwächliche Musenjünger als Soldat, zwischen rohen Abenteurern gemischter Herkunft — welche Aussicht! Diese neue Depression war dem Aufkeimen eines am Heimatstaat genährten, realpolitisch fundierten National-s t a a t s sinnes unmittelbar schädlich, sie scheint in der krausen Kurve seiner national p o l i t i s c h e n Ansichten, die wir noch kennen lernen werden, gleichsam nachzuzittern. War ihm doch das „rote Halsband“ sein Leben lang das Sinnbild menschenunwürdiger, sittenverderbender Sklaverei — obwohl ihm die Beziehungen zu hochachtbaren Vertreten des Heeresstandes später eine andere Meinung hätten nahelegen sollen!

Und nun vergegenwärtige man sich die ganz anderen Eindrücke, die dem Knaben und Jüngling von den feindlichen Besatzungstruppen, den R u s s e n, zuteil wurden! Unter der Herrschaft des Doppelaars wurde die Heerespflicht von den Einwohnern nie verlangt oder gar erzwungen [10]). Die 1761 erhobene „Rekrutensteuer“ wird dem in Gelddingen fast sträflich gleichgültigen Herder leicht erträglich vorgekommen sein. Überhaupt ward diese Zeit in der Provinz nicht allzu drückend empfunden. In Mohrungen zumal bestand ein urkundlich bezeugtes Freundschaftsverhältnis zwischen Besatzung und Bürgerschaft [11]). Nicht ausgeschlossen ist, daß in der Stadt selbst eine russophile Strömung vorhanden war, von der der Jüngling berührt sein

kann. Der Bürgermeister ließ nämlich in der ersten Kriegszeit, als die Russen siegreich nahten, den preußischen Adler vom Stadttor entfernen [12]), allerdings „aus eigenem Triebe“, wie nachher mit fragwürdiger Beteuerung dem — Könige versichert wurde, wohl um seinen alten Groll gegen die Provinz nicht zu reizen!

Speziell Herders Familie erfuhr von der fremden Garnison manche Wohltaten: Johann Gottfrieds Großvater J. Peltz fand auf mehr denn Jahresfrist Aufnahme im russischen Hospital [13]), mit Genehmigung des Gouverneurs. Der Enkel selbst lernte in dem russischen Regimentsarzt einen tatkräftigen Wohltäter kennen, der ihn aus der Abgeschiedenheit in die ostpreußische Hauptstadt mitnahm.

Unter diesen Eindrücken traf die Nachricht von dem schnellen Friedensschluß durch den neuen Reußenherrscher ein. Wie mochte der junge Herder aufatmen! Seine Dankbarkeit riß sein nationalpolitisches Empfinden mit sich fort, strömte gleichsam in ein fremdes Bette und verdichtete sich zu jenem „Gesang an den Cyrus“, der in biblisch-geschichtlicher Gewandung seiner Freude Ausdruck gab. Er feiert Cyrus — Peter als Beauftragten Gottes [14]). „Der gürtet Königen das Blutschwert ab“, unter denen wohl in erster Linie Friedrich zu verstehen ist, um freilich gleich darauf als „erster Hirte“ des Landes — Ostpreußen — erwähnt zu werden. Ihm gebe jener Friedensfürst landfremde Untertanen (unter Aufhebung der Besetzung) wieder zurück. Weiter verherrlicht das Gedicht die milde Majestät, die mehrere nach Sibirien Verwiesene begnadigte: das Nationalgefühl des Achtzehnjährigen erscheint abhängig und durchsetzt von allgemeinem „Humanitätsempfinden“!

Im Rückblick ergibt sich:

Der Patriotismus des jungen Herder ist wesentlich von persönlicher Anlage und Erfahrung bestimmt. Bei seiner tief empfindenden Natur ist die Liebe zum „Vaterland“ engeren Verstandes [15]), der „Schollenpatriotismus“ [16]), etwas Selbstverständliches und bedarf keiner näheren Analyse. Darüber hinaus sind Voraussetzungen für ein Deutschgefühl und Verständnis nationaler Eigenart aus der Tiefe des Gemüts heraus vorhanden.

Anders steht es mit der National s t a a t s gesinnung. In Herders Entwicklung wiederholt sich schon hier ein allgemeiner Zwiespalt des damaligen nationalen Lebens: „Der Mittelpunkt der deutschen Politik wurde nicht die Heimat der geistigen Arbeit der Nation“[17]). In dem nüchternen preußischen Staatswesen gelangten die zarten Seiten unseres Wesens noch immer nicht zu ihrem Recht. Mancherlei Einzelumstände traten in Herders Knabenzeit dazu, um die Entfremdung zu seiner „Staatsnation“ zu verschärfen.

Wird sich die Kluft, ehe sie sich weiter öffnet, beim Eintritt in die zuletzt doch treugebliebene Landeshauptstadt schließen? Wird sein immer wärmer wallendes Deutschempfinden dereinst in einer politisch geläuterten Nationalstaatsidee feste Gestalt annehmen? —

Der Aufenthalt in der preußischen Krönungsstadt brachte Herder den Eintritt in die literarische und soziale Welt.

Hier rüstete sich der wie schlummernde, halb gefesselte jugendliche Geist gleichsam zum Erstlingsflug, wobei er von mehreren Seiten unterstützt und ermuntert wurde. In dem anfangs gedrückten Jüngling erwachte ein später reizbares Selbstgefühl, bot ihm inneren Halt zur freien Einrichtung seiner Existenz und zog bald reich aufschießende Ideen ans freie Licht. Damit war ein guter Boden für mannhafte, auf tätiges Wirken zielende Empfindungen gegeben.

Aber die allgemeine Interessenrichtung des jungen Herder führte nach Ausweis der inhaltlich so bunten Kollektaneen und Notizen höchstens nebenher aufs Nationale oder gar Nationalpolitische. Auch in seinen Dichtungen und ausgeführten Schriften äußert sich sein Nationalgefühl noch spärlich. In einem poetischen Weihnachtsgruß an die Eltern[1]) fällt einige Monate nach der Übersiedlung (Dezember 1762) wohl der Name des Königs: es ist ein knappes Dankeswort für die Wiederherstellung des Friedens. Vollere Töne schlägt ein wenig späteres Gedicht (dem Herzog von Kurland gewidmet) an: es zeigt „unsern Helden“ (ibd. S. 5) bei der siegreichen Heimkehr, wie er in

„Menschlichkeit" und Geduld die Ovationen des harrenden Volkes entgegennimmt. Mehr und gewichtigere Beweise sind für eine spezifisch „fritzische" (mit Goethes bekanntem Ausdruck zu sprechen) und preußische Gesinnung Herders nicht beizubringen!

Einen festen Nationalstolz und -glauben an die deutsche Art hören wir aus einer Schulrede des jungen Lehrers heraus (gehalten um Ostern 1764 im Fridericianum). Er sucht nach den Grenzen unseres Fleißes, den wir der Muttersprache und den gelehrten Sprachen widmen sollen [2]). Wohl im Gegensatz zu der damals unter Gelehrten verbreiteten Auffassung schimmert die Überzeugung hindurch, daß neben der Antike auch dem deutschen Geist ein eigener Wert zukomme — unserer Sprache insbesondere wie der Dichtung, deren Übung und Kenntnis als nationaler Leitstern mitten im labyrinthischen Studium der Alten erglänzen soll: „So wie uns gemeiniglich die Liebe zu unserem Vaterlande mit innigem Bande fesselt, so hat auch die Sprache unserer Väter Reize, die in unseren Augen alle andern übertreffen" (S. 5). Der Redner verspricht sich davon eine gute Rückwirkung auf die Beschäftigung mit den Alten selbst: „Unsere Schritte in fremden Gegenden werden kürzer und gewisser, wenn das Ziel unseres Vaterlandes uns stets in die Augen blickt" (S. 6 nach der Fassung der Rigaischen Anzeigen 1764).

Hierauf läßt sich eine weitergehende Annahme bauen: die „Fragmente" sind in Königsberg nicht allein im Grundriß und in den ersten Linien der Anlage [3]), sondern auch in ihrem nationalen Gesichtspunkt (s. Kap. 2!) bereits konzipiert worden. Trifft dies zu, so ist erwiesen, daß Herders literarische Kritik von seinem empfänglichen Nationalsinn befruchtet, auf dem Boden der (Kultur-) Nation erwachsen ist.

Begleiten wir nunmehr den jungen Studenten auf seinen Wegen in der Provinzial-Hauptstadt — um von seinem damaligen Erlebniskreis aus diese und jene Verbindungslinie zu späteren Entwicklungsstadien zu ziehen!

Wie steht es zuerst mit der Einwirkung der Lehrer und Freunde? Leider ist diesmal ebenfalls kein eindeutig klares Bild zu gewinnen. Kant, dem hier aus allgemeinen Gründen

der erste Platz gebührt, scheint in seinen Vorlesungen den zu unserem Problem gehörenden Fragen keine besondere Beachtung gewidmet zu haben. Unter seinen „Lieblingsquellen des menschlichen Wissens“ nennt Herder selber später einmal auch die „Völkergeschichte“ — an letzter Stelle! (S. W. S. XVIII, 325.) Überhaupt ist nach einem bekannten Spezialforscher[4]) über die politischen Anschauungen des Philosophen in der „vorkritischen“ Periode wenig bekannt. Dürfen wir seinem Zeitgenossen und Biographen J a c h m a n n folgen, so steht fest, daß Kant sein Vaterland — die engere, nie verlassene Heimat wie den preußischen Staat — liebte. Ja mehr! „Er fachte selbst in den Herzen seiner Zuhörer und seiner Freunde eine reine Vaterlandsliebe an[5]).“

In Herder aber wirkte dem Patriotismus Kants, falls er seinen Schüler hat beeinflussen wollen, ein mächtigerer Einfluß entgegen — der des brüderlich befreundeten H a m a n n. Er erstreckt sich auf zwei, drei Punkte[6]).

Deutlich hat Hamanns a l l g e m e i n e politische Betrachtungsweise auf den Jünger und Freund abgefärbt. Wie jenen ein tiefer Freiheitsdrang beseelt und den freien Kaufmannsstand und weltumspannenden Handelsverkehr hochschätzen läßt[7]): so auch diesen (s. weiter unten). Die Politik wird bei beiden moralisiert: „Die beste Kunst zu regieren gründet sich, wie die Beredsamkeit, auf die Sittenlehre“, wirft Hamann einmal hin[8]) und verwirft dabei alle Machtpolitik: noch der Verfasser der „Ideen“ behandelt die „Sitten- und Staatsweisheit der Griechen“ charakteristisch zusammenfassend (Kap. IV, 13. Buch).

Kräftiger noch bestimmte und bestärkte Hamann den Freund in dem kühlen Verhältnis zum preußischen Mutterland und -staat. Obwohl er sich einmal, „ohne Ruhm zu melden“, als Ostpreuße bekennt[9]), hing er zwar treu an seinem Vaterlande — mehr mit Heimats- als mit Staatspatriotismus[10])! Geburtsland und -stadt waren ihm ans Herz gewachsen — der preußische S t a a t war ihm gleichgültig, ja zuwider. Die Härten der Nachkriegszeit, die Mißstände in der Verwaltung, dazu die franzosenfreundliche Persönlichkeit des Königs selbst stießen ihn ab. Viele Äußerungen sind dessen Zeuge. Wie oft mag er in vertrauter,

wechselseitiger Eröffnung den Freund halben Wegs getroffen, wie oft einer den andern bestärkt haben! Namentlich seit Hamann demnächst als Akzise-Beamter die von Friedrich eingesetzte französische Regie sattsam kennen lernte, wird sein Unmut sich gesteigert haben. Am „Geburtstag des Königs“ 1769 schrieb er bezeichnend nach Riga dem inzwischen längst außer Lands Gegangenen: „Sie machen sich eine Ehre daraus, ein Deutscher, und schämen sich, was noch zehnmal besser, ein Preuße zu sein . . .“[11]).

Doch wir haben zeitlich vorgegriffen und kehren in Herders Königsberger Periode zurück, um weiter mit ihm seine soziale und lokal-politische Umwelt zu durchschreiten[12]).

Am Ende seines Aufenthalts meinte er zwar den „dicken Nebel einer böotischen Luft“ zu spüren[13]). Und doch besaß Königsberg seinen bedeutenden Hafen mit regem, internationalem Schiffsverkehr, der erst später unter den neuen Staatsmonopolen erheblich zurückging. Hätte Herder dieser Anblick nicht mit einem höheren als bloßem Lokal- und Provinzialstolz erfüllen können? Nichts davon ist zu spüren. Doch eine spätere, deutsch patriotisch gefärbte Freude an Weltverkehr und Handelspolitik, besonders an der deutschen Hansa, reicht mit den ersten Wurzeln in diesen Anschauungskreis[14]) zurück, — so vermute ich — wozu dann verwandte Ideen Hamanns und endlich, auf literarischem Wege, Mösers traten. Aber sein preußischer Patriotismus blieb davon unberührt. Ein seltsames Nebeneinander! Während sein deutscher Nationalsinn — wie wir beobachteten — sich bereits kräftig zu regen beginnt, gerät sein National-Staatssinn in Rückstand, und das mit wachsender Divergenz!

Es gab anderes in Königsberg, was — mit Herders Augen betrachtet — ihm mißfallen und ihn in fortdauernder Kühle gegen den Fridericianischen Macht- und Militärstaat halten konnte. Da war z. B. der Lustgarten der Stadt. Schon seit den Zeiten des Soldatenkönigs mußte er als militärischer Übungsplatz dienen. Da lag in der Königstraße das Palais des Monarchen — eben bei Herders Ankunft ließ es Friedrich in eine „Ecole militaire“ umwandeln wie zum Beweis, daß er auf seine Benutzung inmitten der ihm unsympathischen und verdächtigen Ost-

preußen verzichtete[15]). So darf man von einer Militarisierung des Stadtbildes sprechen. Ihr Eindruck mag gering und in Herders Äußerungen nirgends zu belegen sein — sie verdient Erwähnung, weil sie, mindestens in den Studienjahren, zu der Abneigung gegen den vaterländischen Staat beigetragen hat[16]).

In ähnlicher Richtung — dürfen wir uns vorstellen — wirkten die politischen und sozialen Strömungen des damaligen Königsberger Lebens auf Herder ein. Sie standen unter dem Zeichen der langen und lange nachher spürbaren russischen Besetzung, und so lernte er sie kennen[17]). Breite Schichten der Bevölkerung hatten leider wenig nationale (preußische) Würde gezeigt[18]). Mit schwerer Hand hatte der russische Machthaber die heilige Flamme des Patriotismus in der Bürgerschaft erstickt. Die wenigen rühmlichen Ausnahmen blieben vereinzelt. All das findet seinen literarischen Ausdruck im Zerrspiegel der — Gelegenheitsdichtungen, wie sie damals üppig ins Kraut geschossen waren. Auf servile Machwerke zu Ehren der Russen, und nicht aus den geringsten Federn, stößt man allenthalben; aber keine preußisch patriotischen Ergüsse, keine Klage, kein mannhaftes Treugelöbnis wurden laut. Und so blieb es sogar n a c h dem Abzug der Fremden, als sich dergleichen Stimmen ruhig hätten hervorwagen dürfen! Inzwischen pries man draußen, soweit die deutsche Zunge klang, Friedrichs Heldentaten, fühlte man sie in der literarischen Welt bereits wie einen frischen Luftzug hereindringen.

Von der „Sphäre eines für Friedrich begeisterten Patriotismus“[19]) kann danach schwerlich die Rede sein, weder in der Einwohnerschaft nach ihrer herrschenden, recht bedenklichen Stimmung, noch bei dem einflußreichsten Freunde, der den jungen Herder schnell in seinen Bann zog. So nahm dessen Abneigung und Vorurteil zu. Und dann, kurz vor der Übersiedlung nach Riga, kam das Letzte, das Bitterste. Er mußte sich eidlich zur Rückkehr verpflichten, falls man seiner in der preußischen Armee bedurfte. Wie mag der erpreßte Schwur sein Gemüt, sein peinliches Gewissen bedrückt haben! Seitdem, bis weit ins Mannesalter hinein, schlug sein bisher bloß wanken-

des Staatsgefühl in scharfe Ablehnung, ja in tiefen Groll um [20]).

Andererseits war — ähnlich wie in Mohrungen — das Auftreten der Russen in manchem einigermaßen dazu angetan, von der strengen preußischen Militärmonarchie ab-, auf die Gegenseite hinüberzuziehen. Herder kam, wie wir erwähnten, in einem Augenblick des Übergangs. Schon in der Heimat konnte ihm die Unfreiheit, in der das preußische Volk dahinlebte, an der Lage des Landvolkes, nach Stein „dem Fluch unseres Nordostens“ [21]), aufgegangen sein. In Königsberg trieb man in denselben Jahren noch Menschenhandel [22])! Dazu wurde die feste Standeseinteilung des fridericianischen Staates im konservativen Ostpreußen streng beobachtet.

Da schaffte die Besatzung im sozialen Leben Königsbergs Wandel. Vorübergehend lockerten sich die starren Schranken zwischen den Ständen. Wie man überhaupt im russischen Volkstum und Staatsleben nivellierende Neigungen zu erkennen gemeint hat [23]), konnte unter der neuen Regierung ohne Rücksicht auf Geburt der im Dienst Tüchtige hoch emporsteigen. Sollten solche Erscheinungen einen nachdenklichen, scharfen Beobachter auf soziale Fragen im Körper einer Nation geführt haben? — Ebenso im gesellschaftlichen Leben: dem hervorragend Verdienten öffneten sich vornehme Häuser ohne Ansehen der Herkunft. Gewiß ist es Herder bekannt geworden, daß — nach dem Vorbild des russischen Gouverneurs — der Graf Kayserling unter anderen Bürgerlichen Kant ehrenvoll in seinen Kreis zog. Auf derartige Tatsachen gehen wohl die ausgeprägten liberal-demokratischen Ansichten seiner späteren Zeit zurück, nicht erst — wie Suphan XVIII, 524 angibt — auf das Leben in Livland.

Ein zweites Mal mußte so dem jungen Herder das Russentum im Ruhmesglanz des Freiheitsbringers erstrahlen: damals kam es als militärisch-politischer, jetzt als sozialer Befreier. Ein demokratischer Individualismus konnte sich von hier aus anbahnen, der die Idee der Nation dereinst als Mittel erfaßte, alle Störungen der sozialen Gleichheit zu bekämpfen [24]).

Wie sich diese Annäherung an das Russentum mit einem kräftigen Deutschbewußtsein vertrug, will das nächste Kapitel zeigen.

Kapitel II.

Riga (1764—1769).

Das Rigaer Lustrum bezeichnet in Herders Entwicklung einen Höhepunkt[1]). Für ihn selbst lag es bis zuletzt wie vom verklärenden Schimmer unwiederbringlich glücklicher Jugendjahre übergossen im Gedächtnis. Uns ist es als eine Periode beginnender „Sozialisierung“[2]) und erstarkenden Nationalsinnes wertvoll.

In Riga lebte zur Zeit von Herders Eintritt noch die Erinnerung an die Schweden-Herrschaft. Mit dem neuen russischen Regiment durfte man zufrieden sein: es hatte sich klug zurückhaltend und liberal gezeigt. Herder ward in eine ehrwürdig alte, doch frisch lebendige Handelsrepublik versetzt. Ihr waren so weitgehende Rechte und Freiheiten anvertraut, daß sie als „Staat im Staate“ auftrat. Straßenbild und Verfassung mahnten dort eindringlich an eine Reichsstadt hanseatischen Gepräges, ungleich stärker als Königsberg[3]). Bis tief in den Bürgerstand hinein nahm man am politischen Leben teil. „Einseitig“ hat sogar ein gründlicher Kenner (Eckardt S. 267) den Bürgerstolz der Rigaer genannt. Dabei war die Verfassung in vielen Zügen aristokratischen Charakters. Herder trug jedoch dazu bei, daß die alten Schranken zwischen den Ständen nachher zu wanken begannen (Eckardt S. 500). Aus welchen früheren Erlebnissen heraus er dazu gelangte, wissen wir nun.

Er war nicht mehr der still bescheidene Jüngling, als der er in die Provinzial-Hauptstadt einst eingezogen, sondern sichtlich in der Reife zur auswirkungsfähigen, männlichen Persönlichkeit begriffen. Seit der Druck der Militärmonachie von ihm gewichen war, hob sich sein bereits gewecktes Selbstgefühl ganz frei empor. Vollends in der neuen, sich freundlich zuneigenden Umgebung konnte es sich leicht zu einem auch politisch regsamen Nationalgefühl und -bewußtsein auswachsen. Wie die meisten seiner Amtsgenossen war auch er aus Preußen als Vertreter des nationalen Geisteslebens auf diesen vorgeschobenen Außenposten berufen worden. So empfing ihn Riga, und sein berufliches Wirken bewies bald, daß er sich in das politische Gefüge des neuen „Va-

terlandes“ mit patriotischem Bürgersinn wohl einordnen mochte. Schnell öffneten sich dem liebenswürdigen Jüngling führende Bürgerkreise. Bald nahm er aktiv teil an ihrem politisch-patriotischen Treiben, auf das er anfänglich mit dem Stolz des Gelehrten ein wenig herabgesehen hatte.

Ist es zu verwundern, wenn Herder hier mit seiner Existenz auch sein politisch gleichsam heimatloses Nationalempfinden verankern zu wollen schien? wenn der in ihm schlummernde Gemein- und Bürgersinn hier, unter den Schwingen des Doppelaars, mehr Raum fand als unter dem preußischen Adler? Im Zarenreich gewann er erstmals ein lebendiges Verhältnis zu einer Staatsnation — nicht zur gesamtrussischen etwa, die infolge ihrer Zurückhaltung außerhalb seines nächsten Gesichtskreises lag, sondern zu einem engen Teil der eigenen Nation, der sich in dem ziemlich selbständigen Handelsfreistaat ungehemmter politisch betätigen konnte als in der dumpfen Luft des alten Reiches und seiner Einzelterritorien.

Jonetz zwar möchte aus den damaligen Schriften (vgl. unten) beweisen, daß Herder im Grunde ein preußischer Patriot war und blieb, voller unbewußter latenter Übereinstimmungen mit den Ideen des Königs[4]). Ob diese wirklich so stark sind, scheint mir jedoch zweifelhaft und vor allem — nebensächlich. Nicht auf ihr objektives Vorhandensein kommt es bei der Analyse des Patriotismus eines einzelnen an, sondern darauf, wie er, persönlich und subjektiv betrachtet, empfand, dachte und urteilte. In Herders Fall kann über die preußenfeindliche Richtung kein Zweifel mehr obwalten. Trotzdem und trotz der — immer subjektiv gesprochen — ehrlich gemeinten, überwältigend bezeugten Russenbegeisterung unseres Autors ihn zum königstreuen Preußen stempeln zu wollen, ist ein aussichtsloses Unterfangen.

Wertvoller scheint mir, nicht seinen preußischen, sondern seinen deutschen Nationalsinn mit jenem russischen Patriotismus in eine natürliche, aus seinem Erleben und Meinen entwickelte Beziehung zu setzen. Die eigenartige Bewandtnis, die es damit hat, wird sich allerdings erst im folgenden Kapitel (auf Grund des Reisetagebuches) völlig herausstellen. Eines drängt sich schon jetzt dem Beobachter auf: Herders „Russen“-Patrio-

tismus ist das Erzeugnis höchst persönlicher Eindrücke und Empfindungen, vornehmlich der Dankbarkeit gegen eine R e g i e r u n g, die ihm nach allem Vergangenen und Gegenwärtigen liberal und einsichtig wie keine sonst vorkam. Subjektiv ist die Zuneigung gegen Rußland echt, objektiv beurteilt unreif und unkritisch, keinesfalls aus durchdachter Überzeugung und reicher, läuternder Erfahrung erwachsen. Der russischen Nation selbst galt sie nicht, und nie kam Herder in Gefahr, seinen deutschen Sinn und Charakter darüber zu verlieren. Insofern nur kann man von einem unreifen Kosmopolitentum reden, als er sich mit einer unvollständigen, verschwommenen Vorstellung von den tiefsten Wesenszügen des russischen Antlitzes begnügte, wie es ihm in politischer Auswirkung entgegentrat. Daß auch der Staat ein getreuer Ab- und Ausdruck des gesamten Nationalgeistes sein kann, diese Erkenntnis blitzte erst in ihm auf, nachdem er unter den Meditationen auf der großen Reise einen gewissen räumlich-zeitlichen Abstand zu den russisch-rigaischen Verhältnissen gewonnen hatte (s. Kap. III).

Welche spezielle l o k a l - s o z i a l e Färbung trug Herders neue nationale Anschauung? Unleugbar scheint mir ein kontinuierlicher Zusammenhang zwischen den Eindrücken in der preußischen und in der russischen Baltenstadt. Vieles mutet wie eine Wiederholung auf höherer Entwicklungsstufe an.

In Königsberg hatte das Bürgertum eben nach oben zu drängen begonnen, in Riga hielt es bereits das Heft fest in Händen. Der Handelsgeist dort fand hier ein glänzenderes Seitenstück. Einen Hauch stolzer Hanseatengröße, also einen Ausläufer nationaler Wirtschaftsmacht des Mittelalters bekam Herder zu spüren [5]). Der Kaufmannsstand führte. Ihn behielt er seitdem als unentbehrliche Stütze friedlichen Handelsverkehrs zwischen den Nationen im Gedächtnis. Aus seinen späteren National-Idealen ist das alles, als Nachwirkung der Rigaer Epoche, nicht hinwegzudenken. Noch die Weimarer geschichtsphilosophischen Schriften verraten eine Vorliebe für handeltreibende Freistaaten. — Dem Adel blieb Herder, in seinem Verkehr auf bürgerliche Kreise beschränkt, meist fern, — n i c h t aus feindseliger Verachtung! Das beweist seine Absicht und Hoffnung, ihn durch

die Freimaurerei für großzügige Bildungspläne zu gewinnen [6]).

Vielleicht hätte sich Herder als Rigaer Patriot auf deutscher Grundlage bei längerem Verweilen noch lebhafter betätigt, vermutlich in der Kulturpolitik. Den Übergang dazu konnte ihm z. B. sein geistlicher Beruf schaffen, etwa durch eine Berufung ins Stadtministerium. Sein jäher Weggang schnitt diese Aussichten ab. War seine Begeisterung für die Politik der Rigaer Republik plötzlich verflogen? Noch anfangs 1769 äußerte er sich einem Freunde gegenüber befriedigt von den politischen Zuständen [7]). Aus Bedürfnissen des Geistes wünschte er sich fort. — —

Zum erstenmal in Herders Entwicklung lohnt es sich bei der Betrachtung der Rigaer Periode, nach einem ideell wertvollen und literarisch greifbaren Niederschlag seiner nationalen Empfindungen in den gleichzeitigen Schriften zu suchen und die objektive Fruchtbarkeit eines Nationalsinnes zu bestimmen.

Etwa drei Vierteljahre nach seinem Eintritt entstand (Oktober 1765) jene — später überarbeitete — Abhandlung und Rede über die Frage: ob wir noch das Publikum und das Vaterland der Alten haben? Sie spiegelt die erste Freude über den neu errungenen patriotischen Besitz wieder. Der Redner fühlt sich als Bürger eines frei regierten Gemeinwesens und glücklicher Untertan eines edlen Fürstenhauses [8]). Sein Vaterland trägt den „süßen Zunamen Freiheit“ — ein Geschenk der Zarin! —: Freiheit der Lebensführung in Erwerb und Genuß, Freiheit des Gewissens, ein ehrlicher Mann und Christ sein zu dürfen [9]). Vaterland und Religion gehören nach Herder zusammen. Ist doch „eine lautere, vernünftige Religion die Grundveste der Thronen und Staaten“ [10])! Mehr noch! Auch die ersten Nationalempfindungen beruhen auf religiösen Vorstellungen über die Ursprünge der eigenen Nation, von deren Lebenszusammenhang sich die Väter geheimnisvoll umschlungen sahen [11]).

Für ein solches Vaterland — versichert unser Verfasser weiter — stirbt es sich süß [12]), es darf alles fordern. Nur kleine Seelen, die „ihren eigenen Erdenkloß zum Mittelpunkt des Ganzen

machen“, werden aufopfernden Patriotismus nie aufbringen[13]). Durch selbstlose Verdienste können sich sogar fremd Zugewanderte (wie Herder selbst!) ihr Vaterland ehrlich erwerben[14]).

Den Wert der Vaterlandsliebe im Aufbau des Staates weiß der Redner zu würdigen. Ohne sie würde hingebende Arbeit und große Gesinnung aufhören[15]). Selbst der Staatslenker, der Monarch und Richter findet an ihr seinen sittlichen Halt und Wert[16]). So war Peter der Große, der sein altes und neues Vaterland schützte, ein wahrer Patriot[17]). Doch wird bedauernd zugegeben, daß auch in seiner Monarchie keine unmittelbare Demokratie und Volksregierung mehr, daher auch nicht das „Publikum“ der Alten, d. h. die breite, freie Öffentlichkeit ihres politischen Lebens möglich ist[18]). Eine solche ist aber nach Herder, wenn wir ihn recht deuten, unentbehrlich als Sicherheitsventil zum Einlaß frischer Luft und Bewegung, gegen lähmende Erstarrung im Staat; denn wodurch erreichten die größten Staaten ihren Gipfel und ihre Ruhe? Bloß durch eine Menge von Revolutionen! (I, 15.) Schon hören wir einen leisen Vorklang der — anfänglich — jubelnden Begeisterung des späteren Herder über die große französische National-Bewegung. —

Die Ausführungen des jungen Rigaer Bürgers berühren sich allem Anschein nach aufs engste mit denen Abbts in seinem damals ein paar Jahr vorliegenden Buche „Vom Tode fürs Vaterland“. Noch häufiger als dieser wirft er vergleichende Blicke auf die Alten. Abbts Frage im ersten „Hauptstück“: ob nämlich Vaterlandsliebe in (sc. modernen) Monarchien ebenso möglich und mächtig sein könne wie in den (antiken) Republiken — sie mußte Herder, der eben einen ähnlichen Übergang vollzogen hatte, besonders fesseln. Im allgemeinen betrachtet, gelangt er gleichfalls zu einem entschiedenen Ja!

Auch darin sind beide einig, daß Religion und Priesterstand für Vaterland und Staat eine starke Stütze zu sein vermögen. Herder bezeichnet sie als „Grundveste“[19]) oder auch [20]) „Eckstein“ der Regierungen; jener wendet sich direkt an die Prediger mit der Aufforderung, die Nation zum höchsten Opfer fürs Vaterland anzuspornen („Vorbericht“, am Schluß) [21]).

Ein Drittes endlich! Abbts Idealisierung des Kriegsstandes

und des Krieges selbst als eines rechtmäßigen Abwehrmittels (7. Hauptst., am Ende), die durchgehende blinde Verehrung des (preußischen) obersten Kriegsherrn und Monarchen sollten nach allem Erlebten unsern Herder abgestoßen haben. Und doch preist auch er den Heldentod fürs Vaterland! Wie ist diese Zustimmung — unter ausdrücklichem Verweis auf Abbts Schrift — zu verstehen? Woher die plötzliche Empfänglichkeit für die Größe eines kriegerischen Patriotismus? Haschte er so nach dem Beifall seiner Hörer?

Herder sprach im wörtlichsten Sinne pro domo. Aber nicht aus äußerer Berechnung schmiegte er sich der neuen Umgebung an, sondern aus innerer Anpassung, wie sie ihm nun einmal eigen ist. Am besten erklärt der innere Wandel, der in seinem Verhältnis zum Gemeinwesen vorgegangen war, seine Haltung. Jetzt, seit er sich mit Riga eng verbunden fühlte, besaß sein beweglicher Geist, sein leicht erregbarer sozialer Sinn (vgl. oben S. VII f.) genug Schwung, den Kriegertod für ein Vaterland wie das seine zu preisen, das ihn mit so viel Wärme empfangen hatte und noch umfing. Ist das eigentlich p r e u ß i s c h e r Patriotismus? Die selbstlose Hingabe des Jünglings an ein überindividuelles Gut wird gerühmt und gefordert — aber nicht für eine — vermeintlich — militaristische Monarchie nach Art der preußischen, die ein Abbt unter dem Kanonendonner und den Siegesnachrichten des Siebenjährigen Krieges hatte bewundern lernen. So gehen beide Verfasser zuletzt und zuinnerst doch auf getrennten Wegen.

Noch Jahre darauf nannte Hamann [23]) den jüngeren Freund, mit dem er in vertrautem Gedankenaustausch geblieben war, einen schlechten Preußen. Und eine indirekte Bestätigung liefert Herders Nachruf auf Abbt, dazu seine Charakteristik in den „Fragmenten“ (beide noch aus der Rigaer Zeit). Rückt jener etwa seinen glühenden Patriotismus, genährt an den preußischen Heldentaten, in den Mittelpunkt der nekrologischen Würdigung? Der „Hauptstrich“ des Bildes ist vielmehr ein anderer (Haym I, 179), und an dem Buch über den Vaterlandstod wird die allgemeine menschlich-bürgerliche Empfindung gerühmt [24]). Ähnlich steht es um die kurze, aber warme Charakteristik in den „Frag-

menten“ (Nr. 18, I. Sammlg.; Suph. S. 222): National deutsche Züge entdeckt der Kritiker in seinen Schriften, — nichts von spezifisch Preußischem!

Damit gelangen wir zu der literarischen Großtat der Rigaer Periode, zu den „Fragmenten“. Wir versuchen, sie nach ihrem nationalen Gehalt zu erfassen.

Nach allem Ausgeführten sind die Quellen dieses nationalen Gehaltes leicht zu finden. Herders verkümmerndes Preußentum — um mit etwas Negativem zu beginnen — gab den nötigen freien Raum für ein lebhaftes deutsches Gesamtgefühl. Daß es schon in dem Jüngling zu erstaunlicher Stärke und Reizbarkeit anschwoll, verdankt er seiner neuen Verknüpfung mit einem Gemeinwesen, dessen Eigenart eine vorhandene innere Anlage förderte. Glückliches, befriedigendes Wirken, dann Selbstgefühl und lebensfroher, jugendlicher Optimismus konnten sich da ausbreiten. Die Deutschen aber standen in diesem „Staat im Staate“ in überlegener Front- und Führerstellung gegen andere Nationalitäten (wie die Letten oder die Juden), mit denen sie nach ihrem Ermessen umsprangen [25]). Vertrauen auch zum deutschen Geist quoll in Herder auf und weckte seinen Nationalsinn zum Aufspüren zukunftsreicher, lebenskräftiger Keime auf dem Felde der Literatur. Herder sieht den höchsten Beruf der Literar-Kritik und -Geschichte darin, die Triebfeder des Nationalstolzes rege zu machen und eine Stimme der patriotischen Weisheit, ja die Verbesserin des Volkes zu werden [26]). Zu frischem Wagen und Wetteifern mit den Nachbar- und den antiken Nationen feuert er seine Landsleute an. Man sieht: Nation, Nationalstolz, Nationalgenie sind ihm geläufige Begriffe. In stillschweigender Voraussetzung wird allen Nationen als Kollektiv-Individuen ihre charakteristische Geschlossenheit zugebilligt. Aber der Fragmentist erklärt sich zufrieden, wenn er (im „Beschluß“ der 2. Sammlg., Sup. I, 355 f.) unsern Bedürfnissen, unsern Schriftstellern und Sprachzuständen gedient hätte. Als Pfleger der deutschen, zart keimenden Nationalliteratur tritt er auf.

Nach diesem nationalen Gesichtspunkt teilt der Kritiker Warnung und Zuspruch, Tadel und Lob aus. Zu gesteigerter Sprach-

kultur ruft er auf, gleichsam zum Schärfen des literarischen Werkzeuges, wobei drückende Vorbilder wie das lateinische endlich abzuwerfen wären (vgl. III. Sammlg. I, 2). Er entwirft ein „Ideal der (deutschen) Sprache“ und versichert die poetischen Genies, niemand brauche sich seiner Muttersprache zu schämen. Wirklich werden ihre Vorzüge z. B. vor der hochgepriesenen französischen in helles Licht gesetzt. (Suph. I, 240 und 187 f.) „Achtet und gebraucht eure Muttersprache!“ mahnt Herder; „nur an ihr, in ihr formt sich ein origineller Geist. Denn jeder Originalautor ist ein Nationalautor, und wer über den Ausdruck herrschen will, muß seinem Boden treu bleiben.“ (S. 402, 405.)

Überhaupt muß unsere Poesie ihren nationalen Kern rein bewahren: so schärft Herder seinen gräzisierenden Landsleuten ein. Es gilt f r e i e Nachahmung der fremden Muster. Er möchte von dem sklavischen Hinschielen auf antike Schönheiten abhalten, möchte der deutschen Dichtung das oft schlecht passende alte Formengewand abstreifen und ihr die Freiheit des selbständigen Dahinschreitens wiedergeben [27]). Darum wendet er sich scharf gegen das „klassische“ Ideal, dem zuliebe mancher seiner Eigenart sich entschlug: „O das verwünschte Wort: ‚klassisch!‘ . . . es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen“ (III. Sammlg. I, 9, 1. Absatz). Doch weist er es weit von sich, mit „patriotischer Artigkeit“ sich etwa in die Geisteswelt e i n e r, der deutschen Nation einzukapseln (SWS. II, 356), wie es seltene Genies mit trefflichen Leistungen, „deutsche Idioten“ mit brennendem Patriotismus in gutgemeinter Absicht hie und da tun. Die Alten sind und bleiben unserm Autor die Grundlage echter Bildung. Aber nur unter stetem Beobachten der nationalen Charakter-Unterschiede wirft ihr Studium uns gesunde, eigengewachsene Früchte ab. (I, 286.) So sucht Herders Nationalsinn eine eigene, sorgfältig abgegrenzte Mittelstellung zwischen den Extremen einzunehmen.

Die bedrohlichste Gefahr sieht er in der Nachahmung der römischen Poesie. Der lateinische Geist, den die Römer und nachher die Mönchskultur bei uns einst einschleppten, hat den nationalen C h a r a k t e r bis ins Mark vergiftet. (I, 365 f.) Und jetzt in der Neuzeit? Bewegt fragt sich Herder, wo in Deutsch-

land man ihn noch suchen solle. „Die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt . . . sind . . . unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst.“ (I, 366 f.) „Kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter . . . raubt“ (ibd.). Nachdem Luther die deutsche Sprache — „einen schlafenden Riesen“ — und die ganze Nation zu eigenem Denken und Fühlen wachgerüttelt hat (I, 372), gilt es bis auf den heutigen Tag, dem Nationalgeist immer neue Kraft zuzuführen; in den Schulen dränge man den latinisierenden Unterrichtsbetrieb zurück und bevorzuge Realwissenschaften. Der Schriftsteller mag auf ein Buch fürs Volk denken und sich damit den Kranz des Patrioten verdienen, statt sich mit geringem Glück an Nachbildungen der Römer zu versuchen. Käme der verfälschte Geschmack zur Herrschaft, so würde zuletzt „die Denkart und die Sprache der ganzen Nation“ zurückbleiben (I, S. 414).

Herder sieht demnach Fäden von der Nation aus zur Sprache und Dichtung hinüberlaufen. Sein empfängliches, feines Nationalempfinden, darf man vielleicht sagen, schärft ihm die Sinne, um im dichterischen Schaffen, im Sprachleben das geheime Rauschen des Blutstromes der ganzen Nation mit zu vernehmen. Ihm ist wohlbekannt: Sprachverständnis erschließt Nationalgeheimnisse (I, 306), wie Charakter- und Sprachwandel einer Nation selbst ineinander verflochten sind. (I, 153.) Ähnlich hängt die Literatur von der Art und dem Grad des Nationalgeistes und -bewußtseins ab; z. B. ist der feurige Patriotismus der biblischen Juden uns Späteren versagt. (I, 262.) Wir haben nicht mehr ihre Nationalfeste. Auch an e i n e r Hauptstadt, an einer lebendigen Einheit, wie sie ein Publikum und Vaterland verleihen, mangelt es uns „armen Deutschen“. Trösten wir uns damit, daß wir noch „ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks“ sind! (I, 141, 249, 290.) Auch in den „Kritischen Wäldern“ wird übrigens solchen parallelen Entwicklungen wie zwischen Patriotismus und patriotischer Dichtung Beachtung geschenkt. (III, 30, 37.)

Herders Nationalsinn führt gelegentlich bereits den Blick über den literarischen Bezirk hinaus bis ins Politische hinüber. Wie

er die Bedeutung einer Hauptstadt im Vorbeigehen erwägt, erwähnten wir eben und werden darauf zurückzukommen haben. Weiter unterscheidet er eine „gesittete Freiheit“, in der — wie bei uns — Künste und Wissenschaften blühen, von einer „rauheren, die mit Gärungen des Staats und mit Unterdrückungen kämpft“ und die Beredsamkeit auf den Plan ruft. (I, 270.) Kurz, ein Kultur-Nationalsinn will hier zum erstenmal sich zu einem auch politisch eingestellten Nationalsinn erweitern und ergänzen.

Die kritische Anwendung des nationalen Gesichtspunkts im einzelnen entspricht dem allen: Herder schätzt die zeitgenössische Dichtung nach ihrem nationalen Wert ein. An der Spitze unserer „klassischen Schriftsteller“ steht bei ihm Winckelmann (I, 218 f.). Er nennt ihn den „Ruhm der Deutschen selbst unter römischem Himmel“. Auf sein Werk schrieb die Muse: „Dem Vaterland geweihet.“ An Moser rühmt Herder den „Schrot und Korn“ seiner deutschen Art und Sprache, wünscht aber, daß die Schriften dieses „Patrioten für drei Zeitalter“ einem formal begabteren Bearbeiter zur Glättung in die Hand gelegt würden — zum Beweis der „deutschen Nationalfreiheit“ unter den Autoren. (I, 222.) Es war schon die Rede davon, wie ehrend Abbts gedacht wird. Der höchste Preis aber wird Gleim zuteil. (I, S. 335 ff.) Er, unser „Grenadier“, darf mit vollem Recht einem Alten zur Seite treten: dem Tyrtäus. Von preußischem Patriotismus — der Lobredner hütet sich wohl, ihn auf seine sachliche Berechtigung zu prüfen! — sind seine Gesänge erfüllt. „Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen: ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.“ Wenn ihr schon nachahmen müßt, meint der Fragmentist endlich, ahmt lieber einen Landsmann wie Gleim nach als Fremde, „um lächerlich oder verächtlich zu werden“.

Gleich lebhaft regt sich ein deutsch patriotisches Gemüt — und zugleich deutliches Mißtrauen gegen Preußen — bei der Erörterung der Frage: „Haben wir eine französische Bühne?“ (S.W.S. II, 207 ff.) Vielleicht angeregt von J. E. Schlegels „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters“[29]), beob-

achtet unser Autor besorgt das erdrückende Anwachsen des französischen Einflusses; — seitdem wurde er bis ans Ende seiner Bahn nicht müde, der „Gallikomanie“ der Deutschen auf den verschiedensten Gebieten entgegenzutreten, ruhig belehrend oder mannhaft streitbar. Eindringlich warnt er jetzt vor französierender Zeichnung deutscher Schauspielcharaktere — „als Patriot“ (so setzt er hinzu), der deutsche Vorzüge gern mitfühlt und anerkennt, undeutsche Fehler aber bekämpft (S. 218). „In der Kunst (sc. der dramatischen Technik) laßt uns also ihre (der Franzosen) Schüler sein, nicht aber in der Natur des Theaters!“ lautet sein Rat (S. 227). Bezeichnend, wie er aus Liebe zur nationalen Art — zum Reichtum vollentwickelter deutscher Mannigfaltigkeit — eine Idee des Preußen Nicolai (aus den Liter. Briefen) kritisch aufgreift. Argwöhnisch gegen Berlins Hegemoniegelüste verwirft er dessen Vorschlag, eine „Residenz, deren Namen leicht zu errathen wäre“ (S. 211), zum Mittelpunkt des deutschen Theaters etwa im Range von Paris zu erheben und so die zersplitterten Bestrebungen kleinerer Kunststätten einheitlich zusammenzufassen. Hände fort von unseren Bühnen! ergeht Herders Ruf; frei und fern von mächtigen Fürsten, Höfen und Hauptstädten entfalte sich der deutsche Bühnencharakter! (S. 211, 214.) Die bunte Eigenart der Provinzialbühnen hat auch ihr Gutes (213, 226). Wie die Verfassung Deutschlands einzig in ihrer Art ist, muß auch der Nationalgeschmack unseres Theaters aus den mannigfachen Ingredienzien der gesonderten Provinzialcharaktere hervorgehen.

So fängt Herder in den „Fragmenten“ einen guten Teil des allgemein deutschen Charakters wie in einem Spiegel auf. Seinen Schwächen, z. B. dem allzu demütigen Verbeugen vor dem Ausland, trachtet er entgegenzuwirken, indem er den deutschen Dichtern Mut zu sich selbst eingibt. Ebenso wenig entgeht ihm die typische Zerspaltenheit unseres Lebens. Wie warm wünscht er der Nation eine reine Ausprägung ihrer Denkart, selbst auf Kosten des kulturellen Fortschritts (s. zu all diesem SWS. I, 367 f!). Wo es irgend angeht, müht er sich rührend darum, unser Volk von eigener Schuld freizusprechen. Sein Versinken und Leiden in der „päpstischen Barbarei“ des Mittel-

alters führt er so auf Deutschlands Lage und politische Verfassung zurück. Zum Trost ruft er dann sich und allen den vergessenen Glanz der schwäbischen Kaiserherrschaft ins Gedächtnis zurück[30]). Auch sonst bringt er die helleren Seiten des Deutschtums heraus: seinen gesunden Menschen- und Bürgerverstand als „Erbstück unserer Nation“ (S. 222), dann seinen philosophischen Zug mit der metaphysischen Begabung, auch seine Gründlichkeit und die Ehrlichkeit, die gesunde Vernunft unserer Väter (S. 79, 213, 220).

Philosophie und Nation — über diese Beziehung hat sich Herder in einem „deutschen Thema“ „vor Deutschen“ fragmentarisch ausgelassen[31]): „wie die Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden kann“[32]). Uns geht eine Teilfrage an, ob nämlich philosophisches Denken „für Bürger“ nützlich sei, „denen der Staat das Losungswort sprach: handle!“[33]). Die Antwort fällt im ganzen verneinend aus[34]). Die herkömmliche Moralphilosophie erweist sich als praktisch ohnmächtig[35]). Herder sieht sich gedrungen, nach einem „patriotischen Philosophen“ zu rufen, dessen Lehre sich von den Sternen zu den Menschen herablasse und statt der Politik den Patrioten, den handelnden Bürger bilde (S. 49). Wer so verfährt, streut weithin seine Wirkung aus (S. 56/57).

Vieles in diesem Entwurf, der nach Entstehung und Inhalt der Rigaer Periode angehört[36]), ist leider so fragmentarisch geblieben, daß sein letzter Sinn und Zusammenhang m. E. kaum noch zu enträtseln ist. Jedenfalls streift Herders nationalpatriotischer Sinn erneut das Politische. Doch verdichten sich seine Ideen weder hier noch sonstwo zu greifbaren politischen Wünschen für Deutschland. Über die einzelstaatliche Zersplitterung kommt er nicht hinaus und sucht ihr sogar gute Seiten abzugewinnen (s. oben S. 29). Andererseits scheint ihm bei diesem Partikularismus nicht recht wohl zu sein. Welche Meinung über die deutschen Staatszustände in dem Fragmentisten die Vorhand hatte, lehren zwei des Aushebens werte Stellen: „Wir armen Deutschen“ sind, gegen die Franzosen betrachtet, „ohne Vaterland“ (I, 290). Und weiter: „Die deutsche Literatur ist ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein ge-

bietender Oberherr!“ (I, 249). Ob Herder eine Vorherrschaft Preußens, hätte sie sich plötzlich ins Bereich absehbarer Zukunftsaussichten gedrängt, der buntscheckigen Kleinstaaterei vorgezogen hätte? Er nimmt diese nach den „Fragmenten“ als etwas hin, womit man sich vorläufig abzufinden hat.

Herder als Rigaer Staatsbürger, als Preuße, als Deutscher ist vor uns hingetreten — inwieweit war er universalen, weltbürgerlichen Gedanken zugänglich?

Allenfalls könnte man zweierlei universale Elemente in der Ideenwelt unseres Autors finden. Einmal das Wunschbild, das den „Fragmenten“ zugrunde liegt: wie die verschiedenen, alle individuell ausgeprägten Nationen von fern und nah friedlich wetteifernd um die Palme im Reiche des Geistes ringen. Wir bemerkten schon, welche national deutschen Züge auf dem Unter- und Hintergrunde dieser Vorstellung leuchtend hervortreten. — Ein Zweites fließt aus der großen Bedeutung, die — es war früher mehrmals zu erwähnen — für Herders Nationalideen die Religion hat. Er gesteht nämlich[37]) den „heißen Wunsch“, der Geschichte der Religion als der „unvermerkten Triebfeder der großen Veränderungen des Staats“ nachzugehen: „Man würde die Verschwisterungen der Nationen finden.“ Danach erleiden Nationen gleichen Glaubens auch ähnliche Schicksale; auch die christlichen, dürfen wir interpretieren, gehören insoweit zusammen. Es begegnet uns hier zum erstenmal ein religiös universaler Gedanke; später hat Herder ihn noch bestimmter gefaßt, und von völlig anderem Ausgangspunkt aus, — auch dann, ohne daß sein Nationalgefühl darüber ins Wanken geriet.

Blicken wir zurück auf die Entwicklung des Herderschen Nationalgefühls in dem Rigaer Jahrfünft!

Reich genug stellt sich die Ernte dar. Sein Empfinden für fremde und vor allem für die eigene deutsche Art hat sich so gesteigert, daß es sich zum erstenmal in einem literarischen Werk glänzend und fruchtbar entfaltet. Herder sieht die Deutschen gegen andere neuere Nationen im Rückstand — da bildet sich in ihm die feste Überzeugung von der schlummernden Zukunftsgröße und verborgenen Kraft des nationalen Geistes. Da

treibt es ihn, diese Kräfte als Kritiker entbinden zu helfen. Warnend, mahnend, ermunternd greift er ins literarische Leben von seinem Außenposten her ein. Auch für die politische Unterlegenheit und Misere der Deutschen verrät er Sinn. Doch hält er mit diesen Empfindungen mit oder ohne Absicht zurück, sogar in den „Fragmenten", deren Grundidee wohl zu einer längeren Betrachtung über die miteinander verknüpfte literarische und staatliche Zerspaltenheit im großen Vaterlande einladen konnte. Ein wahrhaft lebendiges, in etwa politisches Verhältnis verbindet Herder nur mit jenem kleinen, abgesprengten Teil unserer Nation; vom Großstaat Preußen ist er nunmehr auch örtlich entfernt.

Der Antritt der Reise reißt ihn plötzlich aus der Umgebung, in der er eben Wurzel gefaßt, in die weite Welt. Werden die neuen Eindrücke unter anderen Nationen der Ausbildung seines kulturellen wie politischen Nationalbewußtseins dienen? Oder wird dieses hinter jenem noch weiter zurückbleiben, wie es ohnehin sein Entwicklungsgang und wohl auch innere Wesensanlage bewirkt hatten[38])?

Kapitel III.

Herder auf Reisen (1769—1771).

Als berühmter Schriftsteller, als geachteter Lehrer und Prediger verließ der Fünfundzwanzigjährige sein „zweites holderes Vaterland"[1]) zu einer längeren Reise, die ihn zu vielen fremden Nationen führen sollte. Sie brachte seine ganze innere Welt in Bewegung, ja in fast beängstigend raschen Umschwung. Das „Reisejournal", dies Sammelbecken seines überströmenden Inneren, dazu die Briefe an die Freunde daheim, geben Aufschluß, wie sich in diesen Monaten unerhört verschwenderischer Ideenfülle seine Gedanken und Vorstellungen über Nation, Staat und nationales Leben fortbildeten. Eines fällt sofort auf: Das starke Selbstgefühl, das durch alles hindurchflutet. Es wirkte befruchtend auf sein nationales Denken ein.

Die zentrale Aufgabe und Frage, um die der Geist des Dahinfahrenden kreist, ist die menschliche Seele, ihre Bildung, ihre Vielgestaltigkeit in Zeiten und Nationen. Oft beschäftigt ihn

das Studium der Nation — als Gefäß der Einzel- und Kollektivseele. Das bunte, lebensvolle Schauspiel in ihrem Schoß zieht ihn an und schenkt ihm endlich wertvolle Erkenntnisse oder doch (echt Herderisch!) fragmentarische Ansätze dazu.

Wir betrachten zuerst sein subjektives Verhältnis zu den Nationen und reihen daran die objektiven nationalen Erkenntnisse, zu denen es ihn führt.

Sein allgemeiner Standort zu unserer Problemreihe war von Riga her in den Grundlinien festgelegt. Aber ein entschiedenerer Zug zur praktischen Politik macht sich jetzt geltend [2]). Zwar sammeln sich seine Pläne wieder um das Thema eines neuen B u c h e s herum [3]). Doch denkt er sich damit dem Ohr der Zarin zu nahen [4]) und seine Ideen praktisch zu erproben. Dieser Drang zum Politischen ist geschichtlich bedeutsam. Er offenbart, daß Herder als einer der ersten führenden Schriftsteller der Zeit nach tätiger Teilnahme am Staate, am Kulturleben wenigstens, strebt. Er muß die Kluft zwischen Einzelmensch und Staat, die Entfremdung des sittlich-persönlichen vom öffentlich-politischen Leben tief empfunden haben und wollte sie, mindenstens in seiner Existenz, überbrücken. Ob er dazu die Eignung besessen hätte, ist fraglich. Uns genügt hier, seine literar- und kulturgeschichtlich bedeutsame Wendung zur Politik festzustellen; denn sie sichert ihm einen hervorragenderen Platz in der Entwicklung unseres national-politischen Denkens, als man ihm bisher anzuweisen pflegte. Es war ein Glück, daß gerade sein vielseitig angelegter Geist den morschen, schwer auf allen lastenden Staatszuständen im alten Reich und in den Einzelterritorien durch die jahrelange Entfernung entzogen wurde. Als Rigaer Bürger erst hatte er die innere Voraussetzung für die Ansätze zur Erfassung nationalpolitischer Zusammenhänge gewonnen: Bewegungsfreiheit des Denkens und Wollens.

Für kulturpolitische Aufgaben sehen wir den jungen Herder sich begeistern: aus d e u t s c h e m Herzen und Sinn heraus zum Heil der — r u s s i s c h e n Nation. Die eigenartige Verflechtung führt er auf die Reise mit und gibt sie erst spät, mit dem Vorsatz zur Rückkehr nach Riga, auf. Noch fühlt er sich ganz

als Patriot und Bürger der stolzen baltischen Handelsrepublik. Er wünscht sich sogar noch mehr „Vaterlandsliebe“, weiter die „Gnade der Kaiserin, Neid und Liebe der Stadt“ [5]) für seine neuen Pläne — eine charakteristische Zusammenstellung für seinen eigenartigen „russischen“ Patriotismus. Konkrete Gestalt gewinnt dieser in dem Entwurf einer „liefländischen Vaterlandsschule“ [6]); denn hierzu, meint er, sei ihm die Provinz übergeben [7]), zur Übertragung der Ideen Montesquieus auf die Nationalerziehung [8]). Die Muttersprache in dieser „Republik für die Jugend“, die er nach Solons und Lykurgs Vorgang schaffen will [9]), ist — wie nach allem Frühergesagten zu erwarten — das Deutsche; von der Pflege des Russischen verlautet nichts! Als zweite Sprache folgt „die unentbehrlichste in Europa“ [10]), die französische. Wie schwer solche vaterländische Erziehung gerade in unseren Zeiten ist, weiß der jugendliche Pädagoge wohl. „Im Jahrhundert der Polizei, der Politik“ sieht die Jugend wenige unmittelbar anfeuernde patriotische Taten; das Regieren spielt sich im Verborgenen ab [11]).

In diesem Sinne etwa will Herder das Werk der Kulturnation treiben — auf russischem Boden; denn sein preußischer Heimatstaat, das „verjochte Vaterland“ [12]), wäre ihm zu eng gewesen. Selbst über die Grenzen des Zarenreiches, in immer weitere Fernen schweift sein stürmender Geist hinaus, wie sich gleich zeigen wird. Hier sei noch auf die universalen Momente aufmerksam gemacht, die seine p e r s ö n l i c h e Einstellung überhaupt bestimmen. Sie verdichten sich zu Forderungen, die der junge Kulturpionier an sich selbst richtet. Um zu sein, was man sein soll — findet er —, ist zu unseren Zeiten die nationale Zugehörigkeit, die einer zufällig mitbringt, von geringem Belang. Aufklärung, Vernunft, Bildung — auf die komme es an [13]). Daraus erwächst dem Tagebuchverfasser der Wunsch, ein „Bild von allen . . . Nationen . . ., die er aus seinem (Reise-)Leben sich erinnert“, an die Stätte eines reicheren beruflichen Wirkens mitzubringen. Er gefällt sich in der Vorstellung, nach der Rückkehr als weitgereister Mann aufzutreten, „der Frankreich, England, Italien, Deutschland genossen hat“ [14]).

Unter solchem Durst nach universaler Ausweitung des Ge-

sichtskreises[15]) litt das Deutsch-Gefühl des vielempfänglichen Nationenbesuchers keineswegs. Mochte es vorübergehend latent bleiben: auf Frankreichs Erde sehen wir es später offen durchbrechen, — als schöne Endwirkung seiner Versenkung ins Franzosentum, die uns noch beschäftigen wird. —

Unter den Einzelbeobachtungen, zu denen unseren Reisenden die Berührungen mit mancherlei Nationen führen, sucht man zuerst nach einem Urteil über seine eigene, die preußische Nation, die sich eben damals zur bewußten Staatsnation umbildete. Ihn scheint ein Frösteln anzukommen, denkt er sich während des Vorüberfahrens an den Küsten in das kalte Räderwerk dieses Staatswesens zurück. Die preußische „despotische Monarchie"[16]), hören wir das Tagebuch tadeln, läßt kein Nationalgefühl zu, überhaupt „macht (sie) keine Nation aus"[17]). In der Zusammensetzung des Staates liegt allein schon ein schweres Schicksal für die Bevölkerung; erst nach und in der Zerteilung werden die preußischen Staaten brüderlich und glücklich miteinander leben[18]). Dies harte Aburteilen vermag auch die persönliche Größe des Monarchen mit seiner nüchternen, zähen Standhaftigkeit, obwohl ihm das Attribut eines großen Mannes zugestanden wird, nicht zu mildern. Friedrichs Größe scheint ihm „negativ"[19]) und erinnert ihn trotz der großen Einrichtungen, die von seiner Königshand auf ewig bleiben mögen, an das Schicksal des Pyrrhus-Reiches. Indem sein Deutsch-Patriotismus seinen Preußensinn vollends überflutet, tadelt er Friedrichs franzosenfreundliche Akademie[20]), ja er sieht sein Beispiel geradezu schädlich wirken. Seine Untertanen bleiben, weil sie „zu sehr unwissende Deutsche, zu sehr Untertanen sind"[21]), tief unter ihm, so daß sein Staat bloß auf seinen persönlichen Einsichten beruht[22]). Der „Bemühungen, Schlesien zu borussisieren"[23]), wird dabei ausdrücklich gedacht.

Dies kühl zurückhaltende Verhältnis Herders zu seiner Staatsnation ist — wer wollte es leugnen — ein Ausfluß persönlicher Gefühle und doch in seiner kritischen Begründung mehr als das! Verbitterung und Mißtrauen schärfen dem Tagebuchverfasser die Feder — im Lichte der späteren Schicksale der Nation möchte ein berechtigter Kern darin zum Vorschein

3*

kommen. Gerade die ablehnende Einstellung scheint Herder die gehörige Distanz zu einem nüchtern realpolitischen Einblick gewährt zu haben. Ziehen wir einmal die ins Überscharfe verzerrten Linien ab, so eröffnet sich aus dem zuletzt Angeführten eine Aussicht in die preußische Zukunft: auf den Zusammenbruch dieses „bloß auf Einsichten beruhenden" Staates, den man seit 1806 oft mit der Bevormundung des Volkes durch die eine überragende Persönlichkeit erklärt hat. Innere Daseinsfragen der preußischen Staatsnation enthüllen sich dem heranreifenden Geschichtspropheten, dessen Blick hier einmal (in Widerspruch zu der bekannten Definition Fr. Schlegels) die kommenden Jahrhunderte durchdringt. Nur eine Hindeutung auf die Mission Preußens für eine neue nationale Einigung möchte man vermissen. Aber ist das nicht begreiflich? Wie in denselben Jahren für Moser (vom deutschen Nationalgeist 1765[25]), wäre für diesen abtrünnigen Sohn seiner Nation Preußen eher ein Hindernis solch hoher Aufgaben gewesen — für die kulturelle Einheit jedenfalls: das zeigte seine Warnung vor der vorgeschlagenen Zentralisierung des deutschen Bühnenlebens, wie er sie erst unlängst von Riga her im Banne eines vorwiegend kulturell gefärbten Nationalideales hinausgesandt hatte.

Der holländischen und der englischen Nation widmet das Tagebuch des Vorüberfahrenden ebenfalls einige charakterisierende Zeilen. An der ersten hebt Herder als hervorstechendes Merkmal die „Genauigkeit" hervor und ergeht sich über ihren „Handelsgeist"[26]). Die Nähe Englands dringt ihm die Frage nach den Nationalschulden dieses Volkes, seinen kolonialen Beziehungen und seinen Aussichten in der Konkurrenz mit anderen Nationen auf[27]). Dies genüge zum Erweis, daß seine Beobachtungen der Wesensart selbst flüchtig berührter Nationen gerecht zu werden trachten.

Sehr eingehend sind — wie nach der vorhin auseinandergesetzten persönlichen Stellungnahme begreiflich — Herders Bemerkungen über die russische Nation, die erst in späteren Tagebuchblättern ihren Vorzugsplatz an die französische abgibt. Zu welchen objektiven Ergebnissen er so über das nationale Leben und seine Antriebe gelangt, gilt es jetzt zu ermitteln.

Den Hauptvorzug der russischen Nation, durch den sie sich ihm, dem plänereichen, angehenden Kulturpolitiker empfiehlt, sieht er bezeichnend genug in einer Eigenschaft, die man ihm selbst und dem Deutschen überhaupt als charakteristisch nachrühmt: die frische Aufnahme- und Bildungsfähigkeit, die sich freilich beim Russen in einer oft übertriebenen, aber an sich gesunden Nachahmungs- und Neuerungssucht äußert [28]). Herder legt also an die Nation den Maßstab universaler Bildung. Nicht eine starr abgeschlossene Einseitigkeit, sondern eine allseitige Zugänglichkeit für mannigfaltige Einflüsse (so dürfen wir wohl interpretieren) ist sein Ideal. Er möchte die Leistung Peters des Großen fortführen und die halbwilde russische Nation, deren vegetativ-natürliches Gepräge [29]) ihm viel fruchtbarer erscheint als die allzu fertige, ungleich „fortgeschrittenere" preußische, zur Vollkommenheit, zu einem „Originalvolk" emporführen [30]). Denn Peters lebendig inniges Wechselverhältnis zu seinem Volk stellt unser Deutschrusse sehr hoch: er preist (allerdings wieder fragmentarisch) das Nationalgefühl dieses Monarchen, der „gleichsam in sich alles fühlte, was die russische Nation werden kann und werden wird" [31]); freilich besitze seine junge Schöpfung, die Akademie, noch keinen rechten Nationalgeist und diene mehr dem Hof als den Bedürfnissen der Nation [32]). Sogar die Kriegsmacht der Russen kann nach Herders Meinung segensreichen Zwecken dienen und läßt in ihm einen Augenblick lang die Erkenntnis aufleuchten, daß eine kräftige Realpolitik der Nation Kulturruhm eintragen könne. Hochfliegende Hoffnungen heftet er so an die damaligen Siege der Zarenwaffen über die Türken. Mit Spannung empfängt er von Freund Berens neue Kriegsnachrichten [33]). Er stellt der siegreichen Nation die Aufgabe, den Unterworfenen in wohltätiger Erziehung „Nationalgefühl beizubringen" [34]). Und ein herrliches Werk, ein „Wunderwerk" dünkt es ihm, die verschiedenen nationalen Individualitäten unter einer neuen Gesetzgebung gerecht und friedlich zu vereinen [35]). Also eine Politik großen Stils, wie er sie in den deutschen Staaten von damals für unmöglich hielt, erwartete er von der Nation eines Peter und einer Katharina. Mit andern Worten: die beengte politische

Situation in Deutschland drängte einen bis ins Mark deutschgearteten und -bewußten Mann der russischen Nation in die Arme, weniger um ihrer selbst willen, denn als einem aussichtsreichen Mittel zum Zweck. Während die nationale Gesinnung eines andern unter der engen Berührung gelitten hätte, trug sie einem seiner Grundlage gewissen und geschmeidig empfänglichen Geiste wertvollen Erkenntnisgewinn, einen erweiterten Nationalhorizont ein.

Ganz anders, aber nicht minder befruchtend wirkte auf Herder der innige Umgang mit der französischen Nation ein: der russischen hatte er sich in erster Linie als erziehender Führer gegenübergestellt, — mit diesem alten Kulturvolk setzt er sich kritisch auseinander. Er stürzt sich gleichsam in das französische Nationalleben, das ihn überall lebhaft umflutet, — weniger zum ruhigen Genuß als zum Kampf mit dem fremden Element. Während er sich in gewohnter Anpassungsfähigkeit die Sprache bis in unbewußte Stilgewohnheiten hinein aneignet, erstarkt in der Reibung am Franzosentum sein deutscher Sinn. Seine Briefe aus diesen Monaten, aus Nantes und Paris, bezeugen es aufs schönste. Da verlangt es ihn nach den wohlvertrauten deutschen Schriftzügen der Freunde; da nennt er sich einen Exulanten, der nach Stimmen aus dem Vaterlande seufzt; denn „französieren habe ich noch nicht gelernt", ruft er aus [36]). Zu nichts anderem wandle er unter fremden Nationen, als um die eigene vergleichend zu erkennen [37]), sich „einst besser und ganzer seinem Vaterland wiedergeben zu können" [38]). Und so klingt durch seine Enttäuschung über den Ruin des geistigen Frankreich [39]) eine stille Befriedigung hindurch — über die freie Entwicklungsbahn für den jugendkräftig sich regenden und dehnenden deutschen Geist, fügen wir in Erinnerung an die „Fragmente" kombinierend hinzu. Kehrt doch auch anderswo ein beherrschender Gesichtspunkt seiner früheren literarischen Wertung, im Reisejournal wieder: ein Schrifttum ist um so echter, je stärker sein nationalbodenständiger Charakter ist. Aus eigener Anschauung heraus spricht er jetzt der französischen Nation „Nationalstärke, Eigenheit, die an ihrem Boden klebt, Originalität" ab [40]). Der „Geist des Wohlstands", der „bienséance", von dem er sie be-

herrscht sieht, raubt ihr die Wahrheit des ungebrochen echten Gefühles und verwässert ihren Patriotismus sogar zu oberflächlicher Politesse [41]). Im täglichen Leben, aber auch auf dem französischen Theater z. B., dessen Tragödie ihm als eine sterile, in Monarchien ungedeihbare Gattung erscheint [42]), — überall entdeckt unser deutscher Beobachter die einengenden Fesseln künstlicher Politesse. Wir Deutschen — so meint er schließlich — könnten zwischen diesem nationalen Extrem und dem entgegengesetzten, der freien Natur der Engländer, eine schöne Mittelstellung einnehmen [43]). Immer schärfer empfindet der deutsche Reisende den Kontrast zwischen seinem Deutschbewußtsein und dem romanischen Wesen, immer lebhafter werden seine Zweifel, namentlich seit der Ankunft in Paris, am Wert seines Franzosenstudiums [44]) und der französischen Nationalkultur [45]). Und endlich bricht der Hauptteil des Tagebuchs mit einer kritisch sondierenden Kennzeichnung jener typisch französischen „Gleißnerei und Schwäche" ab, die sich so oft hinter einer schimmernden Außenseite verbirgt [46]).

Doch ein Denker des verfallenden Volkes, Montesquieu, wird für Herder ein Quell weiterer, ins Allgemeine sich erhebender Ideen über unser Problem. An den eifrig wieder und wieder gelesenen Montesquieu schließen sich enger oder freier einige — leider nur skizzierte — Gedanken an [47]). Ihr Wert liegt darin, daß ihnen bereits unverkennbar die Auffassung der Nationen als in sich geschlossener Einheiten zugrunde liegt [48]). Die Nationen sind geschichtlich wandelbare Wesenseinheiten, die mit Einschluß aller ihrer Lebensäußerungen, auch des Staates, nach eigenem Maß gemessen sein wollen. Herder hat mit dieser freilich noch schattenhaft auftretenden Erkenntnis im Prinzip die rationalistisch nivellierende Aufklärung überwunden, — wohl das schönste Ergebnis seines anschauend-reflektierenden Beobachtens auf der Reise. Die Einsicht der „Fragmente", wie gefährlich das blinde Nachahmen einer fremden Nation werden kann, vertieft und erweitert sich jetzt ins Gebiet des gesamten Nationallebens hinein. Mit einem gewissen nationalen Stolz, wie ihn Herder in dieser Periode eigenen, schwellenden Selbstbewußtseins in selten runder Bejahung den Völkern

zugesteht, soll eine Nation z. B. ihre Religion als ein Nationaleigentum betrachten, — doch da tut sich gleich eine Aussicht ins Universale auf: „Ein Volk muß es als Stolz fühlen, in Allem das Volk zu seyn", dazu sei Religion ein Hauptgesichtspunkt.

Selbst Fremde (heißt es weiter), sofern sie Vorbilder der Nation werden wollen, „müssen sich gleichsam nationalisieren" [49]). Um der Gefahr des Sichselbst-Verlierens zu entgehen, bedarf es nationaler Vorurteile, bedarf es insbesondere bei Monarch wie Untertan eines regen Nationalgefühls, dessen Lob anzustimmen Herder beabsichtigt hat [50]): er stellt es offenbar der bloßen politischen Einsicht, dem Plan, kurz der kalten ratio status des üblichen Staatsmechanismus als staatsverjüngende und -erhaltende Triebkraft zur Seite oder sogar darüber. So dürfen wir freudig feststellen, daß sich Staat und Nation, die sich bereits in seinem Erstlingswerk zuweilen suchten, hier gefunden haben, daß er der Idee des autonomen Nationalstaats nahe war.

Aber seine Gedanken spinnen sich noch weiter in diesem Tagebuch, das ja im Keime sein ganzes Leben in sich birgt. Es wird nicht wundernehmen, daß sein bereicherter Blick wieder auf das Verhältnis von Nation und Kultur zurücklenkt. Seine alte Frage nach der Bedeutung der Philosophie für eine Nation wird jetzt dahin beantwortet, daß sie deren wandelbaren Geist zu fixieren vermöge [51]). Auch aus sich allein kann die Nation durch ihr Nationalgefühl, d. i. durch Selbstgefühl und -erkenntnis, der Bildung dienen [52]). Von den übrigen nationalen Lebensfragen geht der begeisterte Leser des „Esprit des Lois" noch den Beziehungen von Gesetzgebung und Regierung einerseits und Nation andererseits nach. Dabei setzt er Staat und Nation stillschweigend als organisch verwachsen voraus; die wahren Staatsgesetze — bemerkt er — passen sich der natürlichen Eigenart der Nation an [53]), sie werden ebenso wie die Körper in der Naturwissenschaft vom Prinzip der Anziehung und Zurückstoßung beherrscht. Den landläufigen künstlichen Gesetzen stellt Herder — als Seitenstück des Gegensatzes von Vernunft und Instinkt in der Menschheit — die Sitten gegenüber, die Erzeugnisse natürlicher Kräfte im Volke [54]). Wahrhaft lebendige Gesetzgebung, die sich mit den instinktiv entstandenen Sitten

nicht unterdrückend, sondern versöhnend abfindet, tut den Nationen not. Wenn Gesetze und Sitten in Widerspruch miteinander stehen, verfällt Staat und Volk in einen „schmachtenden, languissanten Zustand". Man sehe sich doch um in Europa[55])! Während die Gesetze sich meist als zu schwach erweisen, um glücklich zu machen, sind die irrationalen Kräfte des Staatslebens, ist die triebartig wachsende Sittenbildung erstorben, und der Betrachter muß betrübt ausrufen: „Es gibt kein Vaterland, keine Bürger mehr!"[56]). Mag man einen so weitgehenden Schluß ablehnen, — man wird Herder zugestehen, daß er mit der hohen Einschätzung der Sitte und des Instinktes — übrigens etwa gleichzeitig mit Möser für ein engeres Gebiet — ein Vorläufer B u r k e s geworden ist[57]), wenn auch dieser Fortschritt unseres nationalen Denkens lange in den zurückbehaltenen Einzelblättern des Reisejournals verborgen und ohne Wirkung blieb. Herder ruft sogar schon nach einem schöpferischen Monarchen, der den verschütteten Kräfte-Quell wieder frei lege, der seiner Nation naturhaft gewachsene Gesetze schenke[58]) — nur muß er dazu tief mit ihr verflochten sein, wie die Seele mit dem Körper[59]). Wie jene diesen ausfüllt, so erfülle der Herrscher sein Reich. In kleinen Verhältnissen wie in Lykurgs Sparta ist dies Ziel leichter zu erreichen als in den modernen Großstaaten[60]). Welche Staats f o r m solcher echt nationalen Gesetzgebung am günstigsten wäre, läßt Herder leider außer Betracht. Vielleicht ist sie ihm minder wichtig. Sicher jedoch ist sein Begriff „Monarch" dehnbar gedacht: er nennt ihn in einem Zuge mit Lykurg und der Republik Sparta! —

Wir halten Rückschau.

Herders nationale Ideen haben auf der Reise an Umfang und Tiefe gewonnen. Die Nationen in ihren bunt charakteristischen Abwandlungen fesseln ihn zunehmend. Vom festen Untergrund eines sicheren Selbst- und Deutschbewußtseins wendet er sich bald kritisch, bald liebevoll einfühlend jeder einzelnen zu, mit der ihn lokale, intellektuelle oder seelische Berührungen verbinden. Er durchschaut die Schwäche der p r e u ß i s c h e n, er müht sich um die zukunftsreiche r u s s i s c h e Nation, deren vegetativer, ursprünglicher, ahnungsvoll verhüllter Zustand ihn

ähnlich anzieht wie die Ursprungsfragen und Anfangsstufen der Sprach-, Kunst- und Religionsentwicklung. Im Umgang mit der französischen Nation entzündet sich seine nationale Gesinnung bis zu offenem Ausbruch, und am Ende der Pariser Tage steht er ihr mit der stolzen Freiheit des ebenbürtigen Deutschen gegenüber, vor dessen Auge die letzte Illusion von der unerreichbaren Überlegenheit seines Nachbarn zerstoben ist. Trotz alledem zeigt sich Herder gelegentlich befangen in universalen Idealen.

Dabei dringt seine allgemeine Auffassung tiefer als vordem in das wunderbare Geflecht des nationalen Lebensbaumes ein. Der Nationalcharakter aller Kultur prägt sich ihm nunmehr auch im Staate aus: auch er kann und soll von tieferen Volkskräften gespeist, erfüllt und gestaltet werden. Mit dieser Ansicht stellt sich Herder zu der romantisch-konservativen Reihe unserer nationalen Denker[61]), die u. a. zu Hegel führt, und nimmt seine Lehre von der Besonderheit und Eigentümlichkeit aller Staatsbildung aus den Tiefen des nationalen Geistes, aus der kulturell überall produktiven Substanz des Volkes eindreiviertel Jahrhundert früher vorweg.

Die Fortschritte in Herders nationalem Denken auf französischem Boden mahnen bei allen Unterschieden der Geister, des Lebens- und Zeitalters und der Generationen auch an Wilhelm von Humboldt und seine Pariser Tagebücher[62]). Beide finden von den Bildungsaufgaben der eigenen Persönlichkeit aus den Übergang zum Studium der Nation. Beide tragen noch universale Elemente an sich: ähnlich, wie Herder einer Nation die Aufgabe stellt, das Volk zu werden, hält der jüngere Denker das Studium derjenigen Nation für fruchtbringend, die dem eigentlichsten Wesen der Menschheit am nächsten komme. Der Ältere ist ihm sogar darin überlegen, daß er bereits von der staatsbauenden Kraft des Nationalsinnes etwas ahnt, die sich jenem erst später offenbarte. Doch gelangt er so wenig wie jener zu einem starken nationalpolitischen Egoismus für sein Volk. So besitzen beide schon einen fein entwickelten Sinn für das Nationale, aber in geringerem Grade nationalen Sinn[63]). —

Da erreichte Herder der Ruf an einen deutschen Fürstenhof.

Vorzeitig brach er seine Reise ab und kehrte nach fünfjähriger Abwesenheit ins große deutsche Vaterland zurück. Wie werden sich jene verheißungsvoll ansetzenden Nationalideen fortentwickeln? Werden sie unter den engen Verhältnissen eines Fürstentums im altmorschen Römischen Reiche deutscher Nation gedeihen? Mit dieser Frage begleiten wir unsern Reisenden auf die Rückfahrt.

Auf der Fahrt durch deutsche Lande.

Von Paris bis Bückeburg (1770—1771).

Leider verliert sich die nationale Linie des Herderschen Denkens für die nächste Zeit im Dunkel spärlicher biographischer Überlieferung[1]). Überhaupt tritt sie hinter anderen Denk-Tendenzen zurück. Nur streckenweise fällt Licht auf unsere Probleme.

Welche nationalen Empfindungen der Aufenthalt unter den Holländern in dem Reisenden erweckte, ist schwer zu bestimmen. Die politisch-nationalen Reflexionen hatten seit Paris vornehmlich den ästhetischen Raum gegeben; doch darf man annehmen, daß dem national-kulturell feinfühligen Herder das holländische Geistesleben als eine dem unseren wesensverwandte, in Übereinstimmung wie Unterschied fesselnde Erscheinung ansprach. Sicherer können wir ein anderes Erlebnis, die Begegnung mit Leuchsenring, bewerten. In ihm fand der eben aus Frankreich Zurückkehrende — aus dem „menschheitverhungerten" Frankreich, wie er sich ausdrückte[2]) — zu seiner Freude einen Landsmann und bald noch mehr: einen Freund. Unter fremdem Himmel traten sich die beiden ungewöhnlich rasch nahe. Ein Stück Vaterland liebte Herder in dem Elsässer, — ein bisher übersehener Umstand, wohl geeignet, die schnell aufsteigende, später verfliegende Wärme des Verhältnisses zu erklären.

In Hamburg sah sich Herder in ein lebhaft pulsierendes Geistesleben versetzt, dessen stark deutscher, mit englischen Zügen untermischter Charakter im rückschauenden Vergleich mit

Riga ihm zusagen, ja Bewunderung entlocken mochte. Und dazu der Umgang mit Lessing, der eben damals ein nationales Theater seinen Deutschen hatte schenken wollen! Sollten sich nicht beide über ihr gemeinsames Schaffen an der Befreiung des nationalen Geistes vom fremden Vorbild ausgesprochen haben?

In der „Dramaturgie“ hatte Lessing einige Monate zuvor bitter geklagt, daß wir Deutschen noch keine Nation seien und mit unserer geringen Selbsteinschätzung so nachteilig uns von den Franzosen unterscheiden. Er hatte weiter mehrere neue Lustspiele nach ihrem deutschen Charaktergehalt beurteilt[3]). Welchen Widerhall mußten solche Auslassungen von Lessings eigenen Lippen bei dem Jüngeren finden! Und nun kam dieser eben aus der Hauptstadt einer zerbröckelnden Kultur frisch herzugereist und bekräftigte den Hamburger Dramaturgen in seiner scharf franzosenfeindlichen Kritik! Im vertrauenden Patriotismus für ein neues National-Schrifttum stärkten sie sich im Beieinandersein: so werden wir es uns vorzustellen haben, selbst ohne authentische Zeugnisse zu besitzen. Das Nationaltheater bot ja den nächsten Anknüpfungspunkt. Zweifelhafter scheint, ob die beiden auch über politische Dinge ihre Ansichten austauschten. Dachte Herder etwa an dergleichen, als er lange Jahre danach z. B. aus „Ernst und Falk“ (2. Gespräch) ein großes Stück in die Humanitätsbriefe aufnahm und weiterführte[4])?

Die Eindrücke am Eutiner Hof trugen zur politisch-sozialen Ausprägung von Herders Nationalidee bei. Als Prinzenerzieher und Hofprediger erlebte und beobachtete er mancherlei. In sein deutsches Fühlen und Wünschen, das gewiß im Fürstenstand gern einen realen Träger gefunden hätte, kam seit jenen Erfahrungen eine neue scharfe Note, wie sie bisher bloß in seinem Urteil über Preußen vernehmbar gewesen war. Zwar mit dem deutschen Adel, dem er später so grimmig feind ward, pflegte er damals in Holstein liberalen Umgang. Am Fürstenhof selbst hob ihn seine geistige Führerschaft schnell über das niedrige, gunstbuhlende Getriebe hinweg. Aber er durchschaute es wohl und verachtete den gleißenden Prunk, der es verdeckte, in frohem Gesinnungs- und Herzensbunde mit Friedrich von Hahn. Und die ganze armselige Rückschrittlichkeit und Beengtheit

des deutschen Kleinstaatenlebens bekam er an sich selbst zu spüren, als es galt, diese Reise des vornehmen Zöglings erzieherisch wirksam zu gestalten. Von dem unbedeutenden adligen Hofmeister sah sich der bürgerliche Erzieher bald beiseite gedrängt. Wo sonst war die letzte Ursache zu suchen, als in den höfischen Verhältnissen, als in der blinden Voreingenommenheit einer reichsfürstlichen Intelligenz?

Wirklich stoßen wir auf Anzeichen einer tiefer gehenden nationalpolitischen Verstimmung in der — gutteils in diesen Monaten verfaßten — „Plastik“[5]), ausgiebiger noch in Gedichten[6]), die — trifft die Datierung im „Lebensbild“ zu — die ersten vaterländischen Stimmungen seit der Rückkunft leidlich getreu widerspiegeln. Tiefe Trauer über die Lage der Nation gibt sich kund. Einst schritt ihr der Genius Deutschlands lebendig sichtbar voran. Unsere Vorfahren durften Herz und Hand zum Schutz der „Mutter Vaterland“, des „erstgeborenen Samens“ der „großen Mutter Menschlichkeit“, regen. Wo aber fassen wir es jetzt? Deutschland ist „kaum noch Land“. Entmannt und verstoßen steht es in der Welt, seine Kinder verbluten in fremder Miete und im Bruderzwist. Sogar der nationale Geist liegt mit seinen Schöpfungen, etwa der Gattung des Liedes, das bei den vormals freien Deutschen urkräftige Barden gewaltig anstimmten, schmählich in Fesseln oder erschlafft in der Stickluft „deutscher“ Höfe. Herder fordert — nicht zuletzt von sich selbst — neue harte Lieder, „flammenzüngige“ Weckrufe zur Tat, die uns den in Wirklichkeit fehlenden Raum zu freier Bewegung erdichten sollen. Auch Rückkehr zur Urväterkraft und -sitte gilt es zu suchen, den gallischen Lockungen zu widerstehen.

Von dem engeren Vaterlande trennen unsern Autor noch immer die bitteren Erinerungen an den militärischen Zwangscharakter Preußens. Der Analytiker der „Plastik“ wirft seinem Leser plötzlich die ironisierende Vorstellung hin, wie sich wohl preußische Helden in ihrer Uniform als Statuen ausnähmen[7])! Oder er gestattet sich eine Anspielung auf Potsdam (oder Berlin), wo die Grenadiere in der höchst passenden Gesellschaft griechischer Bildwerke exerzieren[8])! Auch des Königs Person nimmt Herder aufs Korn. In einer Fabel[9]) stellt er „Sires“

Habsucht bloß, indem er ein Stück des Aesop auf „Tabakskram und Regie“ neu anwendet [10]).

Selbst bei der allgemeinen — freilich bloß streifenden — Behandlung des vaterländisch-politischen Problems ist ein gereizter, zumindest trüb resignierter Unterton vernehmbar. In dem zur „Plastik“ gehörigen Entwurf „Politik und Naturlehre des Gefühls“ wird das Vaterland aus dem Hang der menschlichen Natur zur Bequemlichkeit, die „Herrschaft“ aus dem Nützlichkeitstrieb hergeleitet [11])! Herder steht offenbar der politischen Fragenreihe nicht mehr mit sachlich ruhiger Unbefangenheit gegenüber. So bereitet sich eine Entwicklung vor, die einst der real-staatlichen Festigung seiner Nationalempfindung zu männlich reifem Staatssinn abträglich werden und diese Empfindung selbst zu einem Quell der Bitternis vergiften sollte.

Freundlichere Eindrücke wurden Herder später in Karlsruhe zuteil. Auf den Markgrafen Karl Friedrich, seinen Charakter und liberalen Patriotismus durfte man Hoffnungen bauen, an deren Verwirklichung Herder selbst dereinst mitarbeiten sollte. Den „ersten Fürsten ohne Fürstenmiene“, den er kennen gelernt habe, den besten vielleicht in ganz Deutschland [12]), so nannte er ihn.

In anderer Art regte dann der berühmte Straßburger Aufenthalt [13]) die nationalen Empfindungen des noch immer Reisenden auf. Obwohl ihn das Augenleiden meist ans Haus fesselte, sah er von der Stadt genug, um sich über den „öden französisch-deutschen Ort“ [14]) sein Urteil zu bilden. Die Wirkung der erzwungenen Stille auf sein national reizbares Gemüt trat bald ein. Seine antifranzösische Deutsch-Bewußtheit wuchs, weniger unter dem Eindruck des Münsters als — so führt er selbst an — infolge der vorangegangenen Pariser Reise und bewußter germanisch-patriotischer Selbsterziehung. Er rühmt sich vor den Freunden, weniger „französisch“, dafür „männlicher, reifer, . . . brittischer“ als früher zu sein [15]). Sogar im Verkehr mit Caroline will er von „französischer Galanterie“ nichts wissen [16]). Von neuem tastet er jetzt nach einem politischen Halt seines Nationalsinnes: er wünscht sich, aus eigener Anschauung die Schweizer Republik mit

ihrem leicht überschaubaren, frischen Staatsleben kennen zu lernen [17]).

Die folgenreichste Ausstrahlung dieses Herderschen Patriotismus vollzog sich in der Einwirkung auf Goethe. Sein Überdruß am welschen Wesen ging auf den stark französierenden Jüngeren über. Er half sein Leben, Denken und Dichten von der fremden Fessel befreien. Er öffnete ihm Herz und Sinn für die stammverwandte Größe der Briten. Er half ihm zur Erkenntnis des eigenen, tief deutschen Wesenskernes. Am höchsten Genie der Nation durfte der Verfasser der „Fragmente" in die Tat umsetzen, was er sich vor Jahren — wie wir früher sahen — literarisch zum Ziel genommen hatte. „Deutschheit emergierend" lebte seitdem sein Schüler; im geselligen Kreise kehrte er mit den Freunden gern die am eigenen Wesen entdeckte nationaldeutsche Natürlichkeit gegenüber französischer Künstelei heraus. Doch noch breitere Wellenkreise schlug Herders Deutschgefühl, insbesondere seine Freude an reinem Volkstum, in Goethes genialisch brausendem Inneren. Es strömte in den „Götz", vielleicht auch in den keimenden „Faust" (wohnt doch beiden ein gemeinsamer patriotischer Kern inne! [18]) — endlich, mit den letzten Ausläufern, in die neue Lyrik hinein, in der deutsche Gefühlsechtheit zum erstenmal die virtuos angeeignete fremde Empfindungsweise der Leipziger Jahre hinwegschwemmt.

Das bedeutsame Denkmal des neugeschlossenen Freundschaftsbundes stellt das Heft „Von Deutscher Art und Kunst" dar. Wenn auch diese „Fliegenden Blätter" erst später hinausflatterten, sie gehören schon hierher; denn die Leitideen reiften in dem lebhaften Hinüber und Herüber der Straßburger Gespräche. Gleich der Titel mahnt an die reaktive Frontstellung gegen alles Französische. Dem entspricht der Inhalt. Mösers bodenständig urwüchsiger Patriotismus kommt zu Wort; dem jungen Freunde ward Raum gelassen für seinen Dithyrambus „Von deutscher Baukunst". Der Herausgeber selbst schloß seinen Shakespeare-Beitrag mit einem bewundernd anfeuernden Zuruf an Goethe: er möge in seinem „edlen Deutschen Würken" — das Denkmal des großen Briten „aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzu-

stellen" — nicht nachlassen [19]). Auch damit führte Herder nur fort, was er einst von Osten her begonnen hatte. Aus warmem Patrioten-Herzen heraus gab er der jungen Genie-Bewegung nationalen Halt, ja Schwung und Überschwang. Und das Interesse an Volksliedern, was ist es anderes als die auf ein neues Gebiet übertragene Suche nach den irrationalen Kräften des Nationallebens, nach denen schon der Aufzeichner des Reisejournals gegraben hatte?

Was der damalige Herder Allgemeines über die Nationen zu sagen hatte, bekam der junge Goethe als erster Leser in der Abhandlung „Vom Ursprung der Sprache" zu Gesicht. Da gab der Verfasser seine Erklärung für die Spaltung der Menschheit in individuell verschiedene Nationen. Der Grund der verschiedenen Sprache, Denk- und Lebensart selbst nahewohnender Völker ist gegenseitiger Familien- und Nationalhaß [20]). Dieser stellt sich als die Kehrseite einer Tugend dar. Er entspringt nämlich weniger niederträchtigen Lastern als menschlicher Schwachheit, — und zwar einer edlen Schwachheit. Es ist derselbe Familienstolz, dasselbe Stammesgefühl, dieselbe Stammesehre, die nach innen gekehrt Eintracht und Stärke verleihen, und die — von außen gereizt — hüben und drüben Patrioten und Helden wekken [21]). Herder fragt also nach dem Recht des Nationalegoismus, besonders des Krieges. Ihm wird seine Ehre zugebilligt. Die Weiterbildung der Sprache z. B. hemmt der Krieg nicht etwa, sondern er steigert den Patriotismus, drängt die Nation auf ihre Wurzel zurück und ruft endlich zur Errichtung sprachlicher Denkmale für die Taten der Vorfahren auf. Aber die so feindlich getrennten Völker nähern sich später wieder. Lange genug zwar verharrten alle Nationen im Kreis ihrer Bedürfnisse und Anschauungen; dann jedoch schenkte ihnen die Natur bei steigender Gesittung in der Überlieferung der Kulturgüter eine Kette von Volk zu Volk [22]). So werden die Nationen wieder aneinandergefügt, deren anfängliche Trennung in der reizbaren, im Kampf erstarkenden Menschennatur selbst ihre letzte Wurzel hat.

In den häufigen Zusammenkünften des Preußen und des Frank-

furters mögen spezielle national-politische Fragen nur gestreift worden sein. Nach Goethes berühmtem Bericht in „Dichtung und Wahrheit“ (10. Buch) wird Herder, als er die heraldische Sammlung des Freundes bespöttelte, seiner Mißachtung alles Adeligen und Fürstlichen in gewohnter Weise Ausdruck gegeben haben.

Das Schicksal wollte, daß er erneut zu einem Reichsfürsten in ein enges Verhältnis treten sollte. Doch ehe wir Herder nach Bückeburg folgen, versuchen wir, seine Nationalideen dieser fünf Vierteljahre rückblickend zu sammeln.

Das weite Sichtfeld von 1769 hat sich verengt. Herder ist von der hohen Warte seiner Nationenschau gleichsam herabgestiegen. Das bedeutet nur einen wesentlich materialen, vorübergehenden Verlust. In der Tiefe hat sein Nationalsinn die alte Regsamkeit und Empfänglichkeit bewahrt. Seine beste Nahrung zieht er wie früher aus dem Boden der Kulturnation. Einer realpolitischen Festigung bleibt er noch immer fern — trotz und wegen der nahen persönlichen Berührungen mit regierenden Kreisen. Von dem früheren Drang zu kulturpolitischem Wirken spüren wir nichts mehr seit der Abschneidung der Rückkehr nach Riga.

Desto mannigfacher wirkt sich dies Nationalgefühl in seinem eigensten geistigen Bereich aus. Bei der soziologischen Grundlegung der Sprachpsychologie bringt es unserm Autor Licht über die Ursprünge der Nationen. Dabei erscheinen die Wesenszüge des Menschen — im Gegensatz zur Ableitung der „Herrschaft“ — als edel oder mindestens psychologisch begreiflich und entschuldbar sogar in seinen kriegerischen Handlungen. Weiterhin geht Herders Nationalsinn als Freude am Volkstümlichen auf Goethe über. Sein stolzes Vertrauen zu deutscher Geistesart — freilich zeitweise erschüttert von pessimistischer Beurteilung unserer Geistes- und allgemeinen Verfassung — gibt der Geniebewegung Schwung und Anstoß. So entbindet Herder im Nationalschriftum junge, schöpferische Kräfte.

Zweiter Abschnitt.

Auf deutschem Boden.

Kapitel IV.

Bückeburg (1771—1776)

Unserm Verfahren gemäß vergegenwärtigen wir uns erst Herders allgemeine Verfassung und danach die Anregungen, die seinem Nationalsinn von den dortigen Verhältnissen zukamen.

Die anfänglich eremitische Stille der Bückeburger Lebenshaltung bestimmte seine geistige Lage. Statt großer Anschauungen und großzügigen Wirkens ward ihm hier stille Versunkenheit und Zwiesprache mit seinem Gott beschieden. Die Selbsteinkehr führt seinen religiösen Um- und Aufschwung herbei, positive Gläubigkeit und Eiferlust. Die theologische Richtung bricht siegreich durch. In immer weitere Ferne rückt ihm die geschäftig laute Welt. Verschwunden bleiben die ehrgeizigen politischen Regungen. Allgemein wich sein jünglingshafter Überschwang der männlichen Einsicht in die Beschränktheit der Kräfte des einzelnen.

Der nationale Gesichtskreis Herders zeigt nur in der geschichtsphilosophischen Hauptschrift umfassende Weite. Realempirisch war er begrenzt. Zwar die Landschaft, die er dort oft durchstreifte, regte seine gesamtdeutschen Gefühle mächtig auf. Die westfälische Natur ward ihm die „deutscheste Gegend der Welt". Die nahen „Hermannswälder" mahnten ihn an altdeutsche Heldengröße [1]).

Weniger einheitlich war die Einwirkung der politisch-territorialen Umgebung. Er lernte das innere Gefüge eines Einzelstaates gründlich kennen. Eine monarchisch bestimmte, in manchem despotisch beengte Sphäre umschloß ihn. Zum erstenmal sah sich Herder im Zentrum einer territorial kleinen, kräftig zusammengehaltenen „Staatsnation" im engsten Sinne. Seine eigene Mutternation hatte er gleichsam ein zweites Mal auf beschränktem Raume vor Augen. Die guten und

schlimmen Seiten einer bewußt Fridericianischen Militärzucht drängten sich auf [2]). Namentlich die beschämende Geistesarmut unter den Offizieren muß er beim Eintritt in die Gesellschaft der Residenz kennen gelernt, sie mag ihn zunächst in seiner geringen Meinung von der schärfsten Waffe moderner Realpolitik bestärkt haben. Die feindselige Stellungnahme seiner damaligen Schriften zum „Militarismus“ — wenn wir den heutigen Ausdruck einmal anwenden — zielt auch auf Bückeburger Eindrücke.

Die Seele dieser militärischen Bestrebungen, der Graf Wilhelm, gab als einer der bedeutendsten, innerlich reichsten aufgeklärten Fürsten der Zeit Herders Nationalsinn nach der politischen Richtung positive Anregungen. Ihm wahre Achtung vor staatsmännischem Wirken abzuringen, dazu war diese gewaltige Persönlichkeit — einer der wenigen Ebenbürtigen, die er auf seinem Lebenswege antraf — wohl vermögend. Mochte der andere einen härteren, ehernen Wesenskern in sich tragen, Herder mußte ihn bewundern als einen Meister der Strategie, dem der Krieg nicht Selbstzweck, sondern das äußerste Mittel nationaler Verteidigung war. Ja noch mehr! Es kam zu einem richtigen Gedankenaustausch. Der gräfliche Verfasser des „Essai sur la manière de faire la guerre défensive“ las in Pyrmont 1777 seinem höchsten Landesgeistlichen aus der Handschrift vor und wird mit ihm seine Ideen erörtert haben. Man möchte vermuten, daß dieser auf die Schrift Einfluß gewonnen hat [3]). Herder tauschte dagegen unter dem Eindruck dieses trefflichen Charakters eine gerechtere Wertung der Kriegskunst und des Fürstentums seiner Zeit ein, wie die nationalpolitisch wichtigste Schrift seiner nächsten Periode beweist [4]).

Wie war doch eine solche Einwirkung trotz der uns bekannten Vorurteile bei Herder möglich? Strategische Größe und Neigung sah er verbunden mit hochentwickeltem Sinn für geistige und künstlerische Dinge. Tatkräftig wandte sich der Graf — in rühmlichem Gegensatz zu vielen seiner Standesgenossen und besonders zu dem ihm sonst vorbildlichen Preußenkönig — dem neuen deutschen Schrifttum zu. Dem Einfluß des verstorbenen Abbt und seines Kammerrats Westfeld hatte er sich

geöffnet. Seine sachliche Teilnahme und Achtung übertrug dieser seltene Fürst vorurteilslos aufs persönliche Gebiet: Standesunterschiede traten ihm im Verkehr mit Literaten zurück, was unserem peinlich auf Würde achtenden Autor besonders zugesagt haben muß[5]). Leider schadeten im Lauf der Zeit allerlei Charakter-, Meinungs- und Altersgegensätze dem Fortgang dieses einzigartigen, national-politisch erziehlichen Verhältnisses. Die nächstliegende Reibungsfläche lieferten die Amtsangelegenheiten.

Dies führt auf die Frage, inwieweit Herders Berufsauffassung nationales und politisches Wollen verrät. Fühlte er sich dabei im Dienst des Staates oder gar der Nation, d. h. eines Teiles von ihr stehend? In etwa ist die Frage zu bejahen. Betont er doch gelegentlich (an zwei getrennten Stellen) nicht ohne persönlichen Bezug, daß religiöse Helden „Pfeiler" des Staates und „Patrioten" sein können, wie einst bei unseren Vorfahren die Priesterschaft ein ordnungschaffender Nationalstand war[6]). Aber am Ende blieb die politisch-sozialisierende Rückwirkung der Bückeburger Stellung gering. Der an sich wertvolle, tiefe Einblick in dies Staatswesen hat ihn schließlich — die gleich anzuführenden vertraulichen Äußerungen erhärten es — mit Sorge um das politische Heil der Nation erfüllt. Während auf anderem Felde der deutsche Geist unter seiner Mithilfe sich der Fesseln sichtlich entwand, mußte er an sich selbst die traurige Rückständigkeit unserer Staaten, die gefährliche Machtfülle veralteter Territorialregierungen spüren — ein Kontrast, der tief in das empfängliche Gemüt dieses Mannes einschnitt, ausgestattet mit lebendigem Gefühl für die Ganzheit und die Gesamtlage seiner Nation. In dem Stockschen Handel nämlich mußte er wieder einen Kampf gegen die Selbstherrlichkeit eines Reichsstandes führen; den würdigen Abschluß führte nur dessen seltene persönliche Größe herbei. —

Versuchen wir, mit Herders Augen in die weitere Welt, insbesondere natürlich in die deutsche, zu blicken. Die politische Lage des heutigen Deutschland bedrückt ihn. Er sieht es darbend und zerteilt „unter kleinen Herren". Schnell regt sich da in ihm eine Sehnsucht ins freie Baltikum zurück[7]). Und

ein Jahr später noch wiederholt er das einst Caroline geäußerte Verlangen gegen Lavater, von dem lebendigen patriotischen Geist der schweizerischen Landgemeinden etwas zu sehen [8])! Wie hoch er damals auch die nationale Einheit anderer Völker achtete, zeigt treffend eine Fabel anläßlich der ersten Teilung Polens, wie es — als „armes Schaf“ dargestellt — vom preußischen Wolf „gnädig“ gefressen wird [9])! Ohne sich um die politische Unreife der Polen zu kümmern, möchte er also den nationalen Verband unversehrt wissen: dies darf man wohl aus dem Werkchen herauslesen. Wie weit waren damals (und sind heute noch) doch hinter solch feinem Empfinden für das Selbstbestimmungsrecht der Völker die Regierungen zurück!

Aus solchem, am eigenen Zeiterlebnis geschärften Totalempfinden für die Nation entsprangen literarisch-patriotische Taten.

In Bückeburg wurde das Heft „Von Deutscher Art und Kunst“ endgültig zusammengefügt. Nach unserer früheren Abwägung seines inneren Gewichtes ist hier allgemein zu bemerken, daß Herder damit dem hochfliegenden Deutsch-Pathos Klopstoks einen gesunden Rückhalt im Volkstum schenkte. — Auch die Leitideen der damals begonnenen — allerdings wieder zurückgezogenen — Volksliedersammlung sind so stark national durchwachsen, daß man sie mit Fug als vaterländisch gemeinte Tat würdigen darf. In der Vorrede denkt Herder die Nation als einen gewaltigen Körper [10]). Er beklagt die Zwietracht der Deutschen, die — in verschiedene Stämme zerteilt — sich selbst „nebeneinander auf Einer Wurzel nicht vertragen können“. Unter Selbstzitaten spricht er mit Empörung von Deutschland als „blutender Sklavin und Kräfteerschöpfender Säugamme“ fremder Nationen. Darum ruft er nach einer „würklichen Geschichte des Deutschen Nationalgeistes“, die in die Ursachen seiner Schwächen hinableuchte [11]). „Meine Deutschen Brüder“, bricht er schließlich bewegt aus, „wir schämen uns schon seit einem halben Jahrhundert Alles, was Vaterländisch ist“ [12]). Auf! Retten wir die letzten Reste lebendiger Volksdenkart, „vielleicht daß da noch ein Fünklein Deutsches Vaterlandgeistes“ sprüht [13])! Daß unser „großes Volk und Reich“ so gut wie etwa die Engländer echte Volkslieder aufzuweisen habe, steht

für einen Herder schon „aus Liebe zur Nation" fest. Viel erhofft er von dem Wetteifer seiner Landsleute. Er selbst will — meint er bescheiden — „eine Handvoll Wasser" darbringen[14]). — So stellt sich der Flugschriftherausgeber und der Volksliedsammler dem „edlen, deutschen Würken" des Straßburger Freundes ebenbürtig zur Seite.

Gehen wir nunmehr den Reflexen der nationalen Beobachtungen und Erfahrungen Herders in der fieberhaft betriebenen Produktion der Bückeburger Jahre nach! Patriotismus, Nationen, nationale Probleme sind unserem Autor bei seinen Gedankengängen wo nicht Mittelpunkt, so doch in greifbarer Nähe.

Hoch stellt Herder die Vaterlandsliebe. Ihm ist sie „naturalistisch" begründet[15]): durch das Vaterland selber, durch bürgerlich familiäre Bindungen, durch natürliche Nationalcharakteranlage[16]). Sie ist ihm eine Triebkraft im geschichtlichen Leben. In der Nationenschau der geschichtsphilosophischen Kampfschrift („Auch eine Philosophie . . ."), wo die ältere des Reisejournals ihre historisch gewandte Fortsetzung erhält, findet der Patriotismus bereits unter den alten Völkern seinen Platz. Bei einem seefahrenden, „expatriierten" Handelsvolke freilich wie den Phöniziern schwächt und verflüchtigt er sich — gemäß der eben gekennzeichneten Grundauffassung — nur zu leicht, so rühmlich sonst ihr Fortschreiten „zur Freiheit der Republik" für die Staatenentwicklung war[17]). Hell erglänzt dagegen das nationale Gemeinschaftgefühl der Griechen. Ihre abgetrennten Völker fanden sich zu Einrichtungen, auch kriegerischen Unternehmungen zusammen, die den Allgemeingeist immer wieder wach hielten[18]). Den Römern weiterhin wird Anerkennung gezollt wegen der „großmüthigen Anlage der Seele", „fürs Vaterland zu würken"[19]). Im „Brutus" erhalten wir gar eine dramatische Verklärung dieses Römertums. Lange schwankt der Held zwischen Freundes- und Vaterlandstreue; endlich, im Unglück der Niederlage, siegt sein Patriotismus für den Freistaat[20]). Selbst ein hochgesteigerter, „eingeschränkter Nationalismus" — bemerkt unser Geschichtsbetrachter — kann zu Zeiten sein Gutes haben: Er macht in einem vertieften Sinne die Völker „glücklich", indem er sie „zu ihrem

Mittelpunkt zusammendrängt". Sehnsüchtige Abkehr eines Volkes ins Ausland ist für Herder schon ein nationales Verfallssymptom; „die vorurtheilendste Nation ist in solchem Betracht oft die erste" [21]). Dabei wird in psychologischem Zusammenhang dem menschlichen Selbstgefühl sein Recht [22]). Nur einmal dringt in zaghaft hypothetischer Fassung eine weltbürgerlich-friedfertige Note ein: „Menschenliebe, . . . wenn sie seyn könnte, wäre wahrhaftig mehr als Vaterlands- und Bürgerliebe [23])."

Den Bückeburger Herder beobachten wir im heißen Mühen um ein tiefer dringendes, umfassendes Verständnis der Nationen. Wie schwer dies Beginnen ist, weiß er wohl. Über alle Völker hin, wie es ihm als ideales Ziel vorschwebt, vermöchte es nur ein Weltweiser: Gott! Wir sammeln bloße Fragmente [24]). Voraussetzung dafür ist: es gilt mit einer Nation zu „sympathisieren" [25]). Das Innerste, den Gefühlskern, den Nationalcharakter: all dies erkennt der allein, der sie aus tausend Lebensäußerungen „lebendig sieht, und, wenn er will, mitfühlet" [26]). Herders Nationalpsychologie erinnert an die heutige Struktur-Psychologie. Er geht auf ein „Verstehen" aus Sinnzusammenhängen aus: Mitfühlen und lebendige Totalanschauung fordert er.

Bevor wir auf den Nationalbegriff dieser Epoche näher eingehen, bedarf hier, wo sich zum erstenmal ein reich ausgeführtes (obzwar kein systematisch geschlossenes) Bild von Herders nationalen Vorstellungen auftut, eine terminologische Vorfrage der Klärung. Wie verhalten sich „Nation" und „Volk" in seinem Sprachgebrauch? Er ist auf diesem Gebiete so schwer wie auf anderen festzulegen. Oft, ja meist — darf man sagen — kommen beide synonym vor [27]). Anderswo bezeichnet in einem engeren Sinne „Volk" einen Teil der Nation: entweder einen Stamm [28]) oder eine — zu Unrecht mißachtete — Gesellschaftsschicht [29]). Nach der Gepflogenheit seiner Zeit bedient sich Herder häufig des Ausdrucks „Nation", der damals zunehmend inhaltreicher wurde [30]). Doch merkt man ihm hie und da ein gewisses Unbehagen an, auf die vornehmere „Nation" zuungunsten des „Volks" allen neuen Glanz gehäuft zu sehen. Er möchte dieses aus der verachteten Tiefe, in die es unverdient

gesunken, heraufheben [31]). Absichtlich legt er seinem gewählten Publikum V o l k s -, nicht Nationallieder vor.

Nach einer schärferen Begriffsscheidung wird man beim jungen Herder vorläufig vergeblich suchen. Doch ahnt er das Hauptmerkmal: ein Volk i s t, eine Nation w i r d. Er läßt z. B. den Nationalcharakter der englischen, auch neueren Kunstdichtung aus der alten V o l k s dichtung entstehen [32]). Wenn ihm Nation und Volk also durcheinanderfließen, wie der erwähnte Wortgebrauch zeigt, so läßt sich das mit dieser seiner Grundansicht rechtfertigen: alle Nationalkräfte wurzeln ihm im Urboden des Volks. Negativ darf man sogar eines klar feststellen: der Geschichtsphilosoph meidet „Volk", wo er an die Faktoren des nationalen Charakter w a n d e l s denkt [33]).

Denn der im „Reisejournal" angedeutete Begriff der Nation als einer charakteristisch geschlossenen Ganzheit ist festgehalten und entfaltet sich noch. Jede Nation tritt als eine unantastbare Individualität auf. Niemand, auch nicht ein „edler patriotischer Thor", vermesse sich, sie mit den Idealen wesensfremder Vorbilder beglücken zu wollen; wie zarte Blumen widerstreben sie einer Umpflanzung [34]). Jede Nation hat „ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich" [35]), in ihren gefühlsmäßigen Strebungen und Neigungen. So reicht das geschichtliche Wirken eines großen Mannes, wenn er eine Nation wahrhaft führen und ihr Meinen lenken will, stets bis in die Gründe dieser, der ganzen Nation gemeinsamen Empfindungen hinab, aus denen das staatsmännische „Denken als Wolke nur aufsteigt" [36]). Die Bildung des Nationalcharakters sieht Herder von den verschiedensten Momenten bestimmt: äußere und innere Lebensweise, Gewohnheiten, Empfindungen können ihn wandeln [37]). Es sind demnach nicht allein ä u ß e r e Faktoren am Werk, sondern der nationale Gesamtcharakter ist vornehmlich das Ergebnis von i n n e n her stammender und wirkender Anlagen und Prinzipien. Auf eine charakteristische E i n h e i t kommt es Herder zuhöchst an, nicht auf eine absolute, allseitige Vollkommenheit, die mit einer solchen Geschlossenheit unvereinbar wäre. Selbst in seiner (relativ) höchsten Vollkommenheit wird der Nationalcharakter notwendig einseitig sein und dunklere Seiten aufweisen, wie die wechselnden

Umstände, Zeit, Klima, Schicksal auch wechselnde Fähigkeiten wecken [38]).

In Annäherung an einen historizistischen Patriotismus [39]) erscheinen in dieser Geschichtsphilosophie die Nationalcharaktere als schlechthin gegebene Güter, die in der Politik schonende Behandlung fordern. Herder verurteilt z. B. den Imperialismus der alten Römer. Wohl mutet selbst im Scheitern ihr Versuch großartig an, verschiedene Völker zusammenzuknüpfen. Aber ein Vernichtungswerk bleibt es doch, die Mauern zwischen den Nationen zu zerbrechen und damit die Charaktere aller zu zerstören [40]). Noch ärgere Gefahren drohen ihnen in der Gegenwart. Der modernen Politik werden schwere Fehler vorgeworfen. In Ausführung verderblicher Grundsätze Montesquieus, von dessen Hochschätzung Herder jetzt abgekommen scheint, uniformiert leider unsere Staatswirtschaft und Regierungskunde das Individuelle und berechnet die verschiedensten Nationen eilfertig, geschäftsmäßig „aus dem Steggreif nach dem Einmaleins der Politik“ [41]). „Bei uns sind Gottlob!“, heißt es mit bitterem Spott, „alle Nationalcharaktere ausgelöscht [42]) !“ Unsere Regierungskunst hat es herrlich weit gebracht. Ihre Triebfedern sind Furcht und Geld; wo kümmert man sich noch um Religion, Ehre, Freiheit der Seelen [43]) ? In unseren Staaten (eine Klage aus dem Tagebuch wird damit wieder laut) haben wir kein Vaterland mehr, dafür sind wir „Menschenfreunde, Weltbürger“ nächstens einer Sprache — „Nationalcharaktere, wo seyd ihr ?“ [44]).

Wer die Nation so hoch schätzt, wem sie als eigengesetzliche, autonome Einheit teuer ist, muß wohl im einzelnen hohe Forderungen an den Staat stellen, der diesen kostbaren Inhalt umschließen soll, und wird dem rückständigen Staatsleben der Zeit leicht den Rücken kehren. Herder erlebt und beurteilt den Staat von der Nation her: so stark durchströmt sein Nationalempfinden die Geschichtsauffassung. Nicht als ob er dem Staat an sich feindlich wäre! Selbst sein äußerstes Mittel heißt er allenfalls gut, den Krieg, sobald er defensiv oder einheitsfördernd, kurz national gerechtfertigt ist. Dies Anerkenntnis entnehmen wir zwanglos seiner Charakteristik der Griechen, deren Betrachtung ihm später noch umfassendere Erkenntnisse

schenken sollte. Nimmt er doch ihre Kriegszüge als „besondere Gelegenheiten zur Bildung dieses (d. i. patriotischen) Allgemeingeists“ widerspruchslos hin [45])! Wo aber ist heutzutage die „beste Politik“ geblieben, die einst, in „der Morgenröthe der Zeiten“, im biblischen Zeitalter, Ordnung, Freiheit, Glückseligkeit zum Zweck hatte [46])? Der moderne, der Aufklärungsstaat ist eine Maschine, ein kalt utilitaristischer Mechanismus. Ihm versagt Herder das Recht zu einem Militarismus der heutigen Art und Ausdehnung. Der Spott, mit dem er das Heerwesen der Zeit geißelt, zielt wieder scharf auf sein preußisches Mutterland, dessen neue Kulturpolitik ihm andererseits hoffnungsvollere Auslassungen abnötigte [47]). Seine persönliche Gereiztheit findet jetzt, durch die ausschließliche Anerkennung nationaler Kriege, ihren sachlich begründeten, allgemeinen Ausdruck. Ein Zweites ruft Herders mißtrauische Unzufriedenheit gegen den modernen Staat wach: in ihm leiden die irrationalen Urkräfte der Volksglieder. Der einzelne mit seinem menschlichen Eigenwert ist der Einengung ausgesetzt. Darum wünscht Herder die Wirksamkeit des Staates möglichst begrenzt [48]). Für ihn stehen „Land, Einwohner, Bürger, Vaterland“ hoch über „Herr und Knecht, ... Stände, Landeshoheit“ [49]). Die lokal-territorialen, natürlich-menschlichen Bindungen zwischen Staat und Individuum sieht er in Europa verkümmert.

Indem Herder so dem Nationalen und Vaterländischen im Staat einen wichtigen Platz einräumt, schreitet er bereits auf dem Wege zur Idee des Nationalstaats, die in der geradlinigen Fortbildung solcher Anschauungen liegt. Daß er dem mechanischen Staat seiner Zeit einen von innen her aufgebauten, organischen Staat vorzöge, kann man auch aus seiner Forderung herauslesen, eine „Physiologie des ganzen Nationalkörpers“ [50]) (allerdings zunächst auf dem Felde historischer Betrachtung) zu schaffen und in der mittelalterlichen Geschichte nicht bloß immer „Pathologie des Kopfes“ zu treiben [51]).

Über Nation und Kultur, insbesondere Religion hat Herder in diesen Jahren wenig Neues von allgemeiner Bedeutung zu sagen. Er preist die Bildungs- und Erziehungspflege der alten Zeiten und Völker, „da alles noch so enge National

war“, so voll von anschaulicher Kraft, fern der heutigen saftlosen Abstraktion [52]). Aufklärung und Belehrung der ganzen Nation wird verlangt, auch ihres „Stammes“: des „Volkes“ im engeren Verstande, nicht allein der „Edlen“, die zu seiner Tyrannisierung gern ihre Wissensmacht ausnutzen [53]). — Besonders fesselt die Stellung des geistlichen Standes in der nationalen und staatlichen Gesamtheit den Blick des Mannes, der sich soeben selber für die geistliche Laufbahn entschieden hatte. Während ihm die kalt praktische Ausnutzung und Duldung des Predigtamts in den „polizierten“ preußischen Staaten zuwider ist und ihn zu versteckten Ausfällen gegen Friedrich reizt [54]), hebt er die einflußreiche Stellung des Priestertums als eines National-Standes, der aus göttlicher Vorsehung erwachsen sei, bei den alten Germanen und in der Mosaischen Republik hervor [55]). Zur selben Zeit griff er die Preisaufgabe an, „wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden“. Nach einem auffällig günstigen Urteil über die alte Reichsverfassung gelangt er zu dem Schluß, daß die Rechte aller Reichsstände „auf Einem heiligen Grunde, den Verträgen der ganzen Nation, beruhen und, so lange diese dauret, dauren müssen“ [56]).

Überhaupt hält Herders früheres, patriotisch gefärbtes Interesse für die altdeutsche Vorzeit an, — als gesunde Gegenwirkung gegen die trüb stimmenden Eindrücke von der deutschen Gegenwart. Die Umgebung Bückeburgs, die Bardendichtung, auch Klopstock erschlossen seinem Nationalsinn, der sich ursprünglich an der Kulturnation entwickelt hatte, mehr und mehr einen neuen Quell. Er lernte das starke, freie Deutschtum der Germanenzeit bewundern [57]). Dahinter lag als letztes „geschichtliches Urgestein“ [58]) die deutsche Volkskraft. Schon in den Blättern „Von Deutscher Art und Kunst“ gesteht der Herausgeber seinen Stolz darauf, den „veränderten, harten Bardeton im neueren Klopstock“ zu empfinden [59]). Dann wieder rühmt er den deutschen Freiheitssinn als „erste Anlage der Natur in Deutschland“, indem er sich Möser in einem längeren Zitat aus der „Osnabrückischen Geschichte“ zum Sprachrohr wählt [60]).

Wie tief Herder die Vergeudung deutschen „Heldenblutes“ und Geistes in fremdem Dienste schmerzt [61]), erwähnten wir

schon kurz. Er hätte sich damals mit einer „Weltdienstbarkeit“ unserer Nation nur schwer oder garnicht abfinden können. Indem er sich so einer wichtigen Lehre des weltbürgerlichen Universalismus fern hält, erweist sich bereits sein Kosmopolitismus, nach dessen Art und Intensität zuletzt noch zu fragen ist, als schwach entwickelt[62]). Gewiß prägt sich sein Nationalgefühl in einer Geschichtsbetrachtung von universaler Weite aus. Gewiß erschaut er eine weltumfassende Volkscharakterologie als hohes Ziel[63]). Aber ein Herder weiß dies alles mit einem unbeirrten Festhalten am Nationalen zwanglos zu vereinen. Sehen wir ihn nicht andererseits Sturm gegen die internationalisierenden Zeiterscheinungen laufen? Wie spottet er über die alles uniformierende, gesellschaftliche Zivilisation des Erdteils! Und wenn er den „großen Staatskörpern“ Pflege der „Menschheit“ als Aufgabe zuweist[64]), so wird dieses Wort nach seiner oben gezeigten Bewertung der charakteristischen National-Unterschiede nicht kollektiv, sondern im Sinne der Zeit als Menschentum aufzufassen sein — ein Wortgebrauch, der zur rechten Beurteilung des damaligen Patriotismus zu beachten ist. Nein, Herders Humanitätsideal, soweit man in der Bückeburger Epoche bereits von ihm sprechen kann, trägt keinen kosmopolitisch verwaschenen Charakter. Das einzige „Band aller Nationen“, das er uns nennt, das sie alle „zu einem Bruderheere“ zusammenschließen könnte, ist das Christentum, die „eigentliche Religion der Menschheit“[65]). Daß diese aber den mannigfachen Nationalcharakteren bedrohlich werden könnte, ist ihm damals nicht in den Sinn gekommen[66]; beim Staat allein sieht er alle Gefahr.

Stellen wir schließlich summierend den nationalen Gewinn zusammen, der dem Weitverschlagenen an der ersten Stätte dauernd gedachter Wirksamkeit zufiel! Ein System zwar ließe sich aus jenen Äußerungen nur gewaltsam bereiten, doch ist ein psychologisch sachlicher Zusammenhang erkennbar.

Wo der innere Ursprung von allem zu suchen ist, enthüllt der weitere Fortgang jener berühmten, bereits zitierten Stelle über die relative, innerlich zu erfassende Glückseligkeit (V, 527) der Nationen. Da heißt es weiter: „Kein Ding im ganzen Reiche

Gottes . . . ist allein Mittel — alles Mittel und Zweck zugleich.“ Hält man beide Äußerungen nebeneinander, so erkennt man: Herders religiöser Sinn, die verstehende Liebe zu den Geschöpfen der reichen Haushaltung Gottes bildet den Nährboden seines warmherzigen, tief empfänglichen Gefühls für die Nationen, — vor allem für die eigene, auf deren wurzelhafte Verflechtung mit dem einzelnen sein wacher Geist (von den ersten Schriften an hatten wir es festzustellen) auf Schritt und Tritt stößt — dann weiter für die anderen Völker, denen als Gebilde des gleichen göttlichen Schöpferwillens gleiche Achtung und Schätzung gebührt.

Abermals bereichern sich in dieser Periode die Vorstellungen Herders vom Leben der Nationen: einerseits aus der im Geiste lebendig geschauten Völkergeschichte, andererseits (fürs Politische) aus der Tätigkeit inmitten eines Territorialstaates. Freilich diese letzteren, großenteils verstimmenden Eindrücke aus der nächsten zeitlichen und räumlichen Umgebung lassen ihn trotz der Charaktergröße des Grafen die politische Lage der Gegenwart in dunklem Lichte sehen. Seine Vorstellung vom modernen Staate als eines Mechanismus und sein blutvoll lebendiger Nationalbegriff fliehen vorläufig einander. Viel näher als in unserer Völkerwelt waren sich beide nach Herders Auffassung bei den alten Griechen. Aus den national-politischen Nöten seiner Zeit vermag er keinen luft- und lebenschaffenden Ausweg zu weisen. Seine Deutschempfindung speziell zeigt sich, wie schon vorher seit der Rückkehr aus dem Ausland, lebhaft und kräftig entwikkelt, politisch aber getrübt und büßt damit einen Teil zukunftsfroher Spannkraft ein. Trost sucht Herder in der Erhebung an altgermanischer Größe. Auch läßt er nicht ab, die schlummernden nationalen Geisteskräfte zu entfesseln. Da konnte er selber Hand anlegen, ohne sogleich auf hemmende, geschichtlich-traditionell belastete Wirklichkeitszustände zu stoßen.

Kapitel V.
Die ersten Jahre in Weimar (1776—1782).

Der Eintritt in die sächsische Residenzstadt, der Herder dann fast eine volle Lebenshälfte schenken sollte, machte auch in seinem inneren Leben Epoche. Wir versuchen wieder mit ein paar Strichen seine neue Lage zu zeichnen [67]).

Herder selbst fühlte in der neuen Umgebung ein neues Mannesalter anbrechen. Gleich mit seiner ersten Veröffentlichung von Weimar aus, bezeichnend genug der Verherrlichung des Patrioten Hutten, schritt er unstreitig auf dem Wege zur Reife, einer zunehmenden Mäßigung entgegen. Wie er als Theologe den einstigen Eifer zu mildem Freisinn dämpft [68]), so legt sich vorübergehend die sprungbereite Angriffslust gegen die Politik der Zeit, und in wenigen glücklichen Wochen fließt ihm eine „Preisschrift" über die Regierungen aus der Feder.

Die Hoffnungen, mit denen er sich durch sein Amt dem jugendlich gelenkten Territorialstaat verband [69]), sanken allerdings schnell. Wohl hätte er anfangs den neuen Wirkungskreis im Herzen Deutschlands nicht einmal mit Riga vertauschen mögen; aber je länger, je öfter überkam ihn der Mißmut. Das Los, als eine leer laufende Arbeitsmaschine „unter dem alten sächsischen Dreck zu wühlen", in einem Land, das er als „eine erbärmliche Apanage der Reformation" bezeichnete, entwand ihm immer häufigere Klagen [70]). Auch daß man ihn vom Einfluß auf die politischen Verhältnisse merklich ausschloß, enttäuschte ihn [71]) und wirkte einer engeren Beziehung zum Staat entgegen, somit auch einer politischen Bereicherung und Klärung seiner Nationalideen. Wo war der neue Geist, dessen Pulsschläge er anfangs in dem Ländchen des jungen Herzogs zu spüren gemeint hatte? „Hypochondrische Unlust" packte ihn endlich ob des politischen Kleinlebens da zu seinen Füßen. Trotz des Zuspruchs dieses und jenes Freundes hielt er sich meist im Lager der Mißvergnügten [72]).

Welche Einwirkung ging von der Freundschaft Herders mit Goethe aus? In gehobener Stellung hatte dieser, „als Regent eines kleinen Landes, ... den staatlichen ... Zustand von innen her kennen gelernt" [73]). Recht wohl konnte jetzt der Jüngere dem Älteren seinen Nationalsinn politisch gestalten helfen — zum

edlen Dank gleichsam für die Deutsch-Begeisterung, die dieser ihm — aus ganz anderen Quellen heraus — in Straßburg geschenkt hatte! Doch wieviel stand solcher Wechselwirkung auf seiten Herders entgegen: sein empfindliches Selbstgefühl, dazu sein Vorurteil, der Ratgeber des Herzogs ziehe in seinem Zögling Herrschsucht groß, überhaupt das schwankende Nah und Fern dieser ersten Weimarer Freundschaftszeit! Nur in einzelnen glücklichen Stunden suchte Herder Fühlung mit dem politischen Urteil Goethes[74]). Auch über Friedrichs des Großen neue Literaturschrift mag die alten Straßburger Genossen ein freundschaftlicher Gedankenaustausch in verwandter Nationalgesinnung wieder zusammengeführt haben[75]). Im ganzen aber blieb eine stetige Einwirkung Goethes der nächsten Entwicklungsepoche Herders vorbehalten.

In der Herzogsfamilie selbst durfte der neue Seelsorger weniger seinem Herrn als dessen Gemahlin sowie dem Prinzen August von Gotha nahetreten. Bei der hohen Frau fand er Zugang über den Standesunterschied und die ihm nur zu vertraute, gewöhnliche „fürstliche Gleichgültigkeit" hinweg[76]). Ja, es kamen bald Zeiten, da ihn eben diese Beziehung wieder enger an das Staatswesen fesselte (1783 Predigt aus Anlaß ihres ersten Kirchgangs)[77]). Mit dem Gothaer Prinzen stand Herder auf gleichem Fuß. Ihm durfte er volles Vertrauen schenken: fand er doch hier mit seinen liberal-demokratischen Meinungen ein offenes Ohr! Behalten wir diese dynastischen Erlebnisse Herders für später im Auge! Noch freier rückte Herder mit seinen Ansichten im Umgang mit Georg Müller heraus: nach dessen Aufzeichnungen zeigte er sich als grimmiger Adelsfeind und radikaler Demokrat[78]).

Wieder bricht sich Herders deutscher Nationalsinn in schriftstellerischen Taten Bahn, vor allem anläßlich der Thronbesteigung Josefs II. (Dezember 1780). Er schickt ihm die Schrift über die Regierungen und als Beilage ein patriotisches Gedicht (SWS. 29, 525). Der Dichter erhoffte mit vielen der Zeitgenossen — und kühn sprach er es aus — Freiheit und Förderung des nationalen Geisteslebens, das sein König kaum beachtet, nur „von ferne" gesehen hatte, — und weiter die Einigung der

Deutschen: „Ein Deutsches Vaterland... Gesetz... Sprache und redliche Religion.“ Der „großdeutsche“ Gedanke (wenn der Ausdruck hier schon erlaubt ist) wird laut: seit Rudolfs I. Zeiten sei Habsburgs Aufgabe, uns Deutschen „das Oberhaupt“ zu geben. Die politischen Schwierigkeiten, die sich im Einheitsstaat, im Zusammenwohnen mit fremden Nationen bald herausgestellt hätten, werden freilich übergangen. Der Dichter scheint nichts von dem buntscheckigen Nationalaufbau des habsburgischen Staates zu wissen! Während sonst die geschichtlich-politischen Nationalkategorien in ihrer scharfen Differenzierung zum engsten Empfindungs- und Anschauungskreis Herders gehören, denkt er jetzt so ausschließlich an den geistig-kulturellen Aufbau der deutschen Nation, daß ihm die nächsten realen Folgerungen entgehen. Spät erst kam er von solchen „großdeutschen“ Ideen ab (s. u. das Schlußkapitel, dazu SWS. 29, 212; 24, 463).

Dann der Nachruf auf den damals ermordeten W i n c k e l m a n n! Ebenso wie das jähe Ende des Mannes ergriff Herder der Einblick in seine preußisch versklavte Jugend. Zuerst und zuvörderst sieht der Lobredner in dem Abgeschiedenen den vorbildlichen D e u t s c h e n. Das Ansinnen der Kasseler Akademie, ihn f r a n z ö s i s c h zu preisen, wird daher stolz zurückgewiesen. „Ich schreibe mit deutschem Herzen Deutsch.. Verdient's meine Schrift, so werde sie übersetzt; wo nicht, so bleibe und daure sie, ein Deutsches Denkmal,... mit Winkelmanns Namen beschrieben.“ (SWS. VIII, 439 f.) Tatsächlich wurde die Schrift nicht gedruckt! Uns aber bleibt der patriotische Gesichtspunkt denkwürdig: Herder führte ihn mit Freimut durch, ohne sich um das äußere Schicksal des Werkes zu kümmern.

Bei einer anderen literarischen Unternehmung dieser Jahre dagegen ist ein Schwanken zu verzeichnen. Die V o l k s l i e d e r-sammlung, bei der ein lebhafter Nationalsinn wesentlichen Anteil hatte, wurde zwar jetzt herausgebracht, — doch mit gedämpften Hoffnungen und zurechtgebogenen Leitideen [79]).

Dem großen Publikum stellte sich Herder von Weimar aus mit einem blutwarmen Sprößling nationaler Leidenschaft vor: mit dem schon erwähnten H u t t e n - Aufsatz (im „Teutschen Merkur“), Als ein „Mann fürs Vaterland“, „in Jahren, die andere

als Pflanzen wegträumen"[80]), tritt der wackere Kämpe vor uns hin. Ihm will Herder auch etwas auf sein Grabmal legen. Die undankbare Nation hat seiner vergessen, „Mutter Deutschland" kennt heute ihren edlen Sohn kaum noch. Er aber gab einst alles für sie hin, riß sich aus einem ruhigen Mönchsleben heraus in einen Sturm von Gefahren hinein und — unterlag. Auf, ihr Jünglinge, „wallfahrtet zu seinem Grabe", wo er flüchtig, aber mit Liebe zu seinem Vaterland ausatmete, in fremder Erde!

In dieser Aufforderung gipfelt die Einleitung. Aus der folgenden Charakteristik seien die Züge festgehalten, die den patriotischen Sinn des Nachrufenden selbst widerspiegeln. Recht nach dessen Herzen hat Hutten gehandelt, wie er tapfer für die deutsche Denk- und Glaubensfreiheit gegen päpstlichen Romanismus focht[81]); — wie er die Einladung nach Frankreich ausschlug, da „er sein Deutschland nicht verlassen wollte"; — wie er anfing, „dem großen Haufen des Deutschen Volkes zu gut" deutsch zu schreiben![82]). Und dann welch' ein Ende! „Er war und fiel wie Brutus, der letzte Deutsche[83])." Aber: „Wir Deutsche sind Deutsche und bleiben es", und damit hebt Herder bittere Klage an, daß die Schriften dieses nationalen Demosthenes und Freiheitsredners[84]) zerstoben sind[85]). Er schaut nach einem Manne aus, wert, sie zu sammeln und so seine „Gebeine zu wecken"[86]). Hutten verdient es: im Kampf um die nationale Freiheit erlosch er wie ein Stern in dunkler Nacht. Er hätte Deutschland eine neue, freiere Gestalt gewinnen können, aber er ging unter und mit ihm unsere Freiheit[87])! Noch heute aber geht aufrüttelnde Kraft und belebendes Feuer von seinem Bilde aus, und darum läßt es Herder neu aufleuchten als eines Erziehers zu starkem, protestantischem Deutschtum, dessen hingebende Liebe zu Nation und Freiheit allen enttäuschenden Erfahrungen standhielt. Sein Freiheits- und Opfersinn, sein Mut zu sich selbst, seine Kraft zu hassen und zu lieben — was täte uns Nachkommen in einer ermatteten Zeit mehr not, als solchen Vorzügen nachzueifern? Das ist die Überzeugung, die dem Lebensabriß Herders zugrunde liegt und ihm — weit entfernt von der besonnen abwägenden Haltung des kühlen Historikers — Herzenswärme eingibt.

Auch sonst regen bei zahlreichen Anlässen die nationalen Geschicke — sei's der Vergangenheit, sei's der Gegenwart — die Deutschempfindung unseres Autors mächtig an und auf. Sie schimmert bald klagend, bald stolz und stark im Hoffen, bald ungestüm fordernd durch, oft in fremdartigem Zusammenhang. Den alten Deutschen wird, wie in früheren Jahren, Rühmendes nachgesagt. Ihrem freien Geist und Freiheitssang[88]) ist das Ende der Römer-Tyrannei zu verdanken, dies sei ihr ewiges Verdienst, — und ihre Eroberungslust findet eine Entschuldigung und „edle Begründung“ in den schicksalhaften Umständen[89]) — der Patriot führt hier dem Geschichtsschreiber ein wenig die Feder! Häufiger noch beschäftigt ihn die nationale Gegenwart. Wie früher bekommen wir Klagen zu hören über die Nutznießung Deutschlands durch das Ausland, besonders aber über die Zersplitterung unseres Volks. „Die vielen Provinzen und Herrschaften verstehen einander kaum[90]).“ Wann endlich werden alle Deutschen „als Brüder, als Glieder Einer Nation und Sprache“ sich besser kennen lernen und gemeinschaftlich auf Ein Gutes wirken? Trauriger religiöser Zwiespalt hält sie einander fern. Hohe Zeit wäre es, daß in billiger Toleranz die katholischen Länder den evangelischen näherrückten[91]). Denn noch haben wir eigentlich kein Volk und das, was es innerlich zusammenschweißt: gemeinschaftliche Sprache und — in noch geringerem Grade — nationale Dichtung[92]). „Wir sind Deutsche, und wenn's dazu kommt, sind wir auch wieder keine Deutsche, sondern Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Schwaben, Bayern[93]).“ Angelegentlich erwägt Herder die tiefgehenden literarischen Nachteile dieser leidigen Zersplitterung: sie wird nur in ferner Zukunft eine weithin zündende Wirkung der Poesie gestatten wie einst zu Hermanns Zeiten — ähnlich tatenweckend und von Einfluß „aufs gesammte Volk der Deutschen“, „auf die Nation“[94]). Es schmerzt ihn, wenn z. B. der Grenadier unseres Gleim nur der preußische sein mußte, — in einem Kriege, da Deutsche gegen Deutsche fochten[95])! Doch trösten wir uns! Zwar wird Deutschland keinen Homer haben, solange dieser wie etwa in unseren Tagen „den gedungenen Knechtszug seiner Brüder nach Amerika besingen

müßte", — auch nicht, solange Religion, Volks- und Vaterlandsinteresse geteilt und „verschattet" sind. Aber dereinst darf das zerrissene, zertretene Deutschland hoffen. Wahre Landesväter werden sich seiner erbarmen. „Das Gefühl der Nation an sich wird Dichter, ihr Mitgefühl zu ihren Brüdern liebende Dichter hervorbringen[96])." Daß wir damals bereits auf diesem Wege schritten, daß mit Friedrichs Heldentaten dem nationalen Geistesleben ein „spezifisch-temporärer Gehalt" und ein neues Selbstgefühl zukam, dafür scheint Herder, der seiner preußischen Mutternation Entfremdete, in diesen Jahren (um 1780)[97]) blind gewesen zu sein! Persönliche Erinnerungen verengten ihm wohl den sonst so freien Blick. Dabei ist er sich bewußt, und dahin zielt auch seine letzte Meinung, daß ohne soziale und politische Erneuerung („Pfleger und Landesväter" VIII, 426 u. 433) die Nation einer gesunden Nationalpoesie fern bleibt. So durchschaut er die Wechselwirkung zwischen Staat und Gesellschaft einerseits und dem Geistesleben andererseits.

Ganz klar spricht Herder davon bei der Formulierung seiner zahlreichen Einzelwünsche zur Wissenschaftspflege in deutschen Landen — zur Kulturpolitik, würden wir heute vielleicht sagen. „Wir sind in ewigem Conflikt mit uns selbst und andern Nationen . . . Wie Deutschlands Verfassung und Geschichte ist, ist auch seine Literatur[98])." Wie fehlt uns ein belebender Mittelpunkt, deren die Griechen mehrere besaßen! „Schaffet uns ein Athen her: die Demosthenes und Perikles werden von selbst werden!" Und vor allem: „Wer giebt uns ein Olympia . . . und das dabei versammelte Griechenland und sein Interesse, seinen Ruhm, seine Sprache wieder[99]) ?" Sein „Interesse"! Das Wort hatte damals nicht den blaßkalten Sinn von heute; es bedeutete noch innere Anteilnahme. Denn immer wieder wirft unser Autor seinen Landsleuten den kalten Undank vor, mit dem sie seit alters ihre Edlen, ihre Besten behandeln. Daran krankt das nationale Geistesleben. Nicht einmal für Grab- und Denkmäler unserer Größten sorgen wir — so bei Hutten und Leibniz[100]), so kürzlich wieder bei Winckelmann[101])! Wir sind das Volk

schöpferischer Denker, trefflicher Erfinder — die Förderung und Nutzung lassen wir den andern und bereiten unsern erleuchteten Söhnen aus dem Lebensweg einen Dornenpfad. An dem zuletzt Genannten beweist es Herder. Im fremden Welschland weggerafft, begegnete er mit seinen Werken nirgends hilfreicher Teilnahme im heimatlichen Deutschland, diesem „wunderbaren Körper, der . . so viel Köpfe hat, damit ja keiner seine Glieder kenne“ [102]). Wo bleiben da in solchen Notzeiten unserer Besten die deutschen Mäzene, die Medicis und Este? Warten sie auf französische Empfehlungen und verballhornende Bearbeitungen, um zu erkennen, was sie dicht vor sich an Gutem haben? Das ist die wichtigste Wahrheit, auf die das Studium von Winckelmanns Lebenslauf Herder stieß[103])!

Sein Gesamtaspekt aber, den er von der deutschen Geisteslage namentlich in der Preisschrift von den Regierungen entwarf, trug auch hellere Lichter. In der deutschen Kulturpolitik entdeckte er zukunftsreiche Ansätze, und an ihnen richtet sich sein nationaler Stolz gleichsam auf. Die modernen Staaten scheinen ihm ideelle Werte und Güter erfreulich pflegen, ja mehren zu wollen. „Insonderheit in Deutschland wird, durch das Vorbild eines großen Monarchen aufgemuntert, . . gesucht, was sonst begraben lag“: lokalpatriotische Provinzialgeschichten, auch Handelspläne u. dgl. [104]). Doch, im großen genommen, sind wir im Vergleich zu den westeuropäischen Staaten im Kulturzustand des 16. Jahrhunderts. Deutschland wird — und damit berührt Herder eine Frage auch unserer Gegenwart — nur spät, als letztes unter Nachbarländern, seine Wissenschaft (in dem ihm geläufigen weiten Sinne gemeint) und Regierung, seinen Geist und Staat auf einerlei Grundsätze bauen, — dann aber vielleicht desto reifer. „Wird sind zu reich, um unsern Reichthum zu übersehen, zu nützen, zu ordnen“: das soll uns hoffen lassen[105])! So tröstet sich Herder mit der inneren Überlegenheit und schier unerschöpflichen Fülle des deutschen Geistes. Die geeigneten orgnisatorischen Maßnahmen wird er schon von selbst nach sich ziehen und hat bereits in guten Anfängen die Unterstützung einiger Regierungen gewonnen. —

Eine besondere Erörterung erheischt die Frage nach dem

national-patriotischen Gehalt des eigentlichen Hauptwerks dieses ersten Weimarer Drittels. Wie wirken nach der Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie[106]) bei Herder der religiöse Sinn und der für fremde Nationen einerseits und sein Nationalempfinden andererseits aufeinander ein?

Zum ersten Male gibt Herder die ausgeführte Charakteristik eines gesamt-nationalen Lebens. Unverkennbar ist die politisch-patriotische Note darin. Der Betrachter würdigt den Mosaischen Nationalstaat nicht nur als ein Glied neben anderen im nationalen Organismus, — ihm wird als dem herrschend-gestaltenden Prinzip das geistige Leben des Volkes untergeordnet. Herder ist demnach nicht so unbedingt staatsfremd und -feindlich, wie man so oft behaupten hört. Er erwärmt sich für einen Staat, der — wenigstens dem Ideal nach — unter religiöser Weihe als elastische Schutzhülle ein gluvoll lebendiges Volk in sich aufnimmt.

Denn das vor allem ruft seine hohe (und doch nicht ganz unkritische) Bewunderung für die alten Hebräer hervor: der nationalpatriotische Grundzug ihrer staatlichen Organisation. Zwar teilten sie mit allen alten Nationen das Vorurteil, gerade ihr Land sei der Mittelpunkt der Welt[107]). Doch was andere nur erstrebten, erreichte einer ihrer Gesetzgeber: „daß ihr Volk sich an sein Vaterland geheftet fühlte“, nämlich durch ihr Land und seinen höchsten Eigentümer, den „Nationalgott seiner Väter“[108]). Moses wollte, daß unter den Stämmen „Ein Brudertrieb, ein in sich gekehrter Fleiß und Nationalgeist lebte“[109]). Ein „in der Welt umlaufendes Handelsvolk oder eine Kriegführende monarchische Macht“ durfte Israel, das allein vaterländische Kriege führen sollte[110]), niemals werden[114]). Darum ward ein nationales Landesgesetz geschaffen, an das angesehene Weise mahnend „erinnern“ durften[112]). Nur unter einem solchen freien Nationalgesetz, das „eine freye Nation frei annehmen und willig befolgen sollte“, ist eine Staatsverfassung wahrhaft menschenwürdig[113]). Die Nationalwohlfahrt beruhte auf den Bewahrern und Ausübern der „Landeseinrichtung“: auf dem Priesterstand[114]). Den Nationalstolz aber hielten im Volke nationale Feste, Versammlungen und Heiligtümer[115])

wie das auf dem günstig gelegenen Berge Tabor wach, das — als „Mittelpunkt einer freiverbündeten Nation“ — später „beinahe an die Ecke des Landes“, nach Zion, verlegt werden konnte[116])! Bis in politisch-geographische Einzelheiten hinein verfolgt so der Verfasser den nationalen Grundzug dieser einzigartigen Verfassung und findet meist des Rühmens kein Ende. Die nationale Ehre — so bemerkt er u. a. — war zugleich die göttliche, das nationale Gesetz zugleich das des Landesgottes[117]). Das war eine Theokratie recht nach Herders Sinne, zumal der Hauptgrundsatz darin „unaustilgbare Freiheit“ hieß[118]) und nicht alles von einem schwelgenden Despoten abhing. Sogar aufs Gemüt, bis ins Verborgene hinein, vermochte dies Prinzip einer Regierung zu wirken, — wie sie nun einmal stets „Bedürfnis“ sein wird —: es wob die Nation mit unsichtbaren edlen Banden zusammen[119]).

Der patriotisch-politische Gesichtspunkt greift sodann, wie nebenher zu erwähnen ist, auf das Hauptthema der Schrift von der Poesie über: „Der größte Teil ihrer Poesie . . . ist politisch“[120]). Da geht nun unserm noch immer kulturnational gestimmten Betrachter vollends das Herz auf. Mit welch vernehmlichem inneren Anteil verherrlicht er ihre patriotischen Elegien als „die edelste Gattung“ und erläutert sie genetisch! „Was Land, Gesetz und Vaterland zerreißt, die Übel sind . . . schwer zu verwindende Leiden; die Stimme darüber ist eine der Empfindung notwendige . . . . Klage“[122]). Noch unter den Trümmern des Elends verloren die Sänger nie den Trost der Zukunft, wenn auch Helden und Patrioten das Vaterland nicht retten konnten. — Noch unmittelbarer dienten die Propheten ihrer Nation[122]): der Geist Jehovahs oder — „modisch“ zu reden — der Allgemeingeist leitete sie. Unparteiisch wie der „Genius des Volks“ eiferten sie für öffentliche Freiheit und Tugend, — nicht etwa als verachtete Schwärmer, sondern als spruchberechtigte, geachtete Bürger und Patrioten[123]). —

Nachdem wir die Hauptzüge eines Nationallebens in Herders Spiegel uns vergegenwärtigt haben, können wir der Frage nähertreten, wie sich Religiosität und Patriotismus in ihm verhalten.

Herkömmlich sieht man in Herders Sinn für religiöse Werte die Grundanlage seines Geistes. Haym[124]) spricht von seinem „tiefreligiösen“ Grund“, Kühnemann von der religiösen Idee als dem Einheits- und Quellpunkt seines Schaffens[125]). Nach dieser Auffassung erscheint Herders Gefühl für die Nation — auch für die eigene! — religiös bestimmt und gefärbt: die Nation gehört dann wie andere Individualitäten zu jenen gottgeschaffenen geschichtlichen Erscheinungen, wie er sie in der Welt überhaupt findet und begeistert darstellt. Wirklich zieht sein Nationalsinn, ja sein spezifisch deutscher Sinn, wie er gerade auf dieser Entwicklungsstufe hervortritt, aus der Veranschaulichung des erwähnten Gottesvolkes neue Nahrung.

Denn nicht bloß latent wie in der eben vorgeführten Darstellung mit ihren Anklängen an uns schon bekannte Nationalanschauungen, sondern an einer Stelle ganz offen läßt der Verfasser seinen nationalen Empfindungen freien Lauf. Im Bann seines Stoffes führen sie ihn zu realpolitisch verschwommenen, aber nach Art und Richtung deutlichen Wünschen. Das beredte Zeugnis dafür erblicken wir in der Art, wie er sein früher genanntes Gedicht „Die Erscheinung“ (1770) jetzt einführt und — umbildet[126]). Einleitend wird Klopstock mit Ehren erwähnt: Mögen ihn seine Lieder lange überleben und „bald für unsere Nation einen Nationaldichter herüberbringen“! Das Gedicht selbst gibt sich als „Nachahmung der alten Ebräischen Dichtkunst“ in freier Anwendung auf die eigene Nation. Nicht immer — heißt es da — war das Schicksal so „unhold auf Deutschlands Geist“ wie zuletzt. Zum Beweis werden die Nationaldichter der Vorzeit (auch der schottische Ossian!) heraufbeschworen. Weiterhin klingt das Gedicht in den Sehnsuchtsruf aus: „Hätten wir ein heiliges Gesetz und Vaterland! der Freiheit Tempel und des unsterblichen Väterruhms und unsern alten Gott!“[127]) Kein Zweifel! Herder wünscht seiner Nation ähnlich segenbringende Führer und Verhältnisse, wie er sie leuchtend farbig am Bild des Hebräervolkes aufgezeigt hatte: aus religiöser Anschauung und Einsicht schöpft er nationale Wünsche.

Während so Herders religiöse Grundanlage belebend in

seinen Patriotismus hinüberstrahlt, kann man umgekehrt auch von einer Bestimmung der religiösen Auffassung durch das Nationalgefühl sprechen. Wir wissen, wie stark seine subjektiven Stimmungen und Meinungen in die Schriften einzufließen pflegen. Auch in der uns beschäftigenden Gruppe um 1780 prägen sie sich aus (cf. Suphan XII, 352). Was leitet nun unsern Interpreten anderes zu der Erfassung der nationalen, auch politischen Grundlage des Geistes der hebräischen Poesie als sein eigenes Nationalempfinden? Wie er damit früher schon — in den Journalblättern etwa — in Ansätzen fremde Nationen unter Rückwendung zur eigenen zu erkennen versucht hatte, führt es ihn hier im Verein mit seinem religiösen Sinn zu der neu- und großartigen Gesamtkonzeption vom nationalen Leben des Volkes Jesu und Moses. Nur aus den gehalt- und zahlreichen patriotischen Selbsterlebnissen des Autors, nur aus ihrer inneren Quelle heraus wird diese religionsgeschichtliche Leistung verständlich.

Freilich, es spricht nicht der patriotische Sinn eines eigentlich politischen, eines Machtmenschen. Die hebräische Theokratie wird religiös begründet und gerechtfertigt. Nicht die klug berechnete, machtpolitische Auswertung frommer Volksvorstellungen, sondern die Regierung im Auftrage Gottes, ja letzten Endes Gottes selbst wird bewundert![128]).

So bleibt es dabei: das religiöse Empfinden in Herder spricht das erste Wort. Es färbt und erregt das nationale Gefühl, wird aber seinerseits in Wechsel- und Rückwirkung von ihm beeinflußt.

Zuletzt bleibt uns noch die Aufgabe, Herders nationale Ideen zu mustern, soweit sie über die einzelnen Nationen hinaus ins Allgemeine weisen.

Wo zeigen sich — das wird da die erste Frage sein — Spuren von Kosmopolitismus? Mit Genugtuung spricht er, vielleicht in stillem Gedenken an die baltischen Handelszentren, von unserer Gegenwart, wo „der Handel aller Nationen, das Interesse der Völker gegeneinander ein Wissenschaft worden“, wo grobe Eingriffe ins Völkerrecht von den Regierungen untereinander „mit Wahrheit, Recht und Menschlichkeit

beschöniget werden müssen"[129]). Er sieht bereits die Humanisierung der Politik auf dem Marsche — gewiß ein vorschneller Optimismus, zu dem die tatsächliche politische Lage wenig Anlaß gibt. Aber dieser zur Schau getragene Optimismus scheint nur zur Verhüllung einer Forderung an die Staatenlenker dienen zu sollen. Und dann: ist irgendwo die echt weltbürgerliche Hoffnung auf einen internationalen Allerweltsstaat oder -bund angeknüpft? Nur an ein schiedlich-friedliches Auskommen zwischen den Nationen, für deren individuelle Unterschiede wir Herder von Anbeginn an tief empfänglich sahen, wird gedacht. Ebensowenig bedeutet die wiederaufgenommene Idee von dem nationalverbindenden Einfluß des Christentums[130]) ein Schwanken und Wanken seines Nationalsinnes. Überdies lehnt der Verfasser des Aufsatzes über „Liebe und Selbstheit"[131]) mit psychologischen und sittlichen Gründen den Kosmopolitismus ausdrücklich ab. Die Natur selbst hat der Anziehungskraft der menschlichen Einzelseele feste Grenzen gesetzt. „Die allgemeinsten Kosmopoliten, die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meist nichts als ihr enges Selbst" (a. a. O.).

Allerdings schweigt die Abhandlung, die doch so mancherlei Erscheinungsformen der Liebe nachgeht, merkwürdigerweise ganz von der Liebe zum Vaterland. Anderwärts wird sie dafür wie früher hoch gepriesen. Wie sie in den griechischen Staaten[132]) den Ruhm und in Sparta gar den „strengen Grundsatz" und Maßstab der Wissenschaftspflege bildete[133]), das findet Herders zustimmendes Verständnis. Dem einst im Reisejournal erwähnten Lykurg wird das Verdienst zugesprochen, „sein Volk auf den Mittelpunkt seiner Stärke, . . . Tugend und Vaterlandsliebe", gedrängt zu haben[134]). Daraus erhellt, daß Herders kulturnational gerichteter Eifer gewisse Grenzen in den Staatsbedürfnissen erkennt und zugesteht. Einerseits wird zwar eine kluge Regierung in der Aufnahme neuen, „dem Staat natürlichen" Gedankenguts „andern Nationen vorzukommen" suchen (IX, 406). Andererseits kann der Staat in Rücksicht auf „seine Zwecke" vom geistigen Leben Opfer fordern, worauf Herder bei den griechischen Nationalrepubliken hinweist (IX, 358).

So besonnen urteilt der politisch reizbare Mann, der vom Staate stets Gefahr für die Freiheit des Einzelnen erwartete. Noch jetzt ist ihm „Freiheit . . . der Mittelpunkt seines (d. h. des Menschen) Daseins“, jene höhere nämlich, die Gottes Gesetz selbst folgt (IX, 538), — und eben die Freiheit sahen wir ihn als Grundlage des — hebräischen — Nationalstaats, des einzig menschenwürdigen, nachweisen. Herders *allgemeine Staatsauffassung* hat sich geändert.

Welch auffallender Übergang des Staatspessimismus von 1774 („Auch eine Philosophie . . .“) in den fast rosigen Optimismus der Preisschrift von 1779! War es etwa wirklich nichts als eine charakterlos „dipolmatische“ Wendung und Wandlung vor den Preisrichtern, wenn die Darstellung eine ungewohnt freundliche Haltung gegen die modernen Regierungen annahm (vgl. oben bereits S. 25 f.!), mit anerkennenden Anspielungen auf Preußen? Wir meinen, für diesen echten, wenngleich später[139]) wieder aufgegebenen Meinungsumschwung tiefere Ursachen zu erkennen. Zunächst kann die allgemein zu beobachtende Anpassungsfähigkeit dieses Geistes ihm angesichts der neuen Aufgabe neue Ein- und Ansichten beschert haben. Weiter hatte er schon 4 Jahre zuvor die jüngste preußische Kulturpolitik mit Hoffnung begrüßt[135]); so völlig unerwartet kommt also sein veränderter Standpunkt nicht. Und mußte ferner nicht am ehesten von *diesem* Felde der Politik aus eine Versöhnung mit dem Staat für den Mann möglich sein, der vor 10 Jahren sich ein kulturbelebendes Wirken in einem großen Staatswesen erträumt hatte? Von da aus ist es nur ein oder ein mehrfacher Schritt auf schon eingeschlagenem Wege zu dem bedeutsamen Bekenntnis: „Einen Staat zu gründen, ist doch mehr als ein Gedicht“[136])! Endlich ist zu bedenken, daß der Verfasser in sein scheinbar hohes *Lob* der Staaten[138]) bei genauerem Zusehen oft Hoffnung und Forderung sacht verhüllend einschließt, daß es zuweilen mehr der Zukunft als dem gegenwärtig Erreichten gilt, wie übrigens auch der Tempusgebrauch verrät.

Unter den *Staatsformen* wählt er nach dem ihm allein natürlich scheinenden Regierungsprinzip: nach dem Maß der *Freiheit*[139]). Die Republik wird zuhöchst gestellt, sie blüht

in neuerer Zeit am längsten, wenn sie in eine sanfte Monarchie festgelegter Gesetze übergeht [140]). Aber auch diese selbst kann und „wird“ zu dieser Höhe gelangen [141]), wenn auch auf mancherlei Umwegen. Beide sind auf der heutigen Kulturstufe möglich, — nicht so (leider!) die Theokratie nach Art der Hebräer [142]). — Herder wertet die Staaten nach ihren Kulturleistungen und nach dem Glück und Wohl ihrer Untertanen. Die Anwendung des ersten, ihm so gemäßen Gesichtspunktes rechtfertigt sich am glänzendsten später, in der Reife-Epoche unseres Autors; der zweite erfordert hier bereits ein kurzes Eingehen. Für Herder ist Untertanen- und Regentenwohl eins [143]). Einmal heißt es geradezu: „Aus glücklichern Familien besteht das Wohl des Staats; oder seine Glückseligkeit ist eine Scheingröße [144]).“ Während aber jenem kulturellen Maßstab in der Beachtung der autonomen Staatszwecke eine Schranke gesetzt ward, suchen wir sie bei diesem individualethischen vergebens. Herder glaubt offensichtlich fest an einen Parallelismus zwischen Staats- und Individual-Wohl und schaut nirgendwo in dieser Denkphase, soweit ich zu sehen vermag, einem Widerstreit beider bis in seine äußersten Folgen klar ins Auge. Nur einmal, im Vorbeigehen sozusagen, wägt er die beiden gegeneinander ab: das Gewicht fällt zugunsten des Individuums [145]), von der Autonomie des Staats ist hier in keiner Form die Rede mehr!

Staat und Nation gehören für Herder ihrer Natur nach zusammen. Zwar entwickelt er diesen Gedanken nicht im Zusammenhang. Doch ruht auf ihm die verherrlichende Hebräer-Charakteristik. Eine gesunde, wohl gelenkte Nation mag sich ihren Einheitsstaat am besten selbst schaffen, ohne Zulassung Volksfremder. Die Reinheit des National-Charakters gilt noch immer als ein hohes Gut [146]); uns Neueren ist es unwiederbringlich verloren: „Wir sind ein Gemisch von Völkern und Sprachen.“

Eng schlingt Herder, wie bei ihm selbstverständlich, die Fäden zwischen Nation, Kultur und politischer Verfassung. Die ihm längst vertraute Einsicht begleitet immer sichtbarer seine Völkerbetrachtung auf alle Wege, so u. a. zu den Griechen. Ihr Nationalcharakter half erst die Verfassung gründen und endlich

deren „Töchter“, die blühenden Künste und Wissenschaften, erzeugen[147]). Die wahre Wissenschaft wird daher „dem Staat und Vaterlande“, ihrem großen Schutzherrn, dankbar sein und sich ihm als „schuldig“ betrachten[148]). — Besondere Bedeutung fällt dem Nationalruhm und -bewußtsein in der Poesie zu. Ersterer erscheint schlechtweg als Quell und Ursprung echter Nationaldichtung[149]). Mit dem einzelnen Dichter steht es ähnlich. Ihm gelingt ein nationalgeschichtliches Epos etwa nur in enger Berührung und Blutsverwandtschaft mit seinen Volksgenossen; erst dann „ist ihm der Gegenstand national“[150]). Solche Dichtung wirkt ihrerseits auf die Nation zurück: so bei „wilden“ Völkern wie den alten Germanen, deren Nationalgeist unbezwinglich war, solange es Barden gab[151]), — oder bei den Spartanern, wo Lykurg die Kriegsgesänge eines Tyrtäus in ihrer vaterlandserhaltenden Kraft erkannte und duldete[152]).

Überblicken wir zum Schluß wieder die Fortschritte in Herders nationalem Meinen und Empfinden!

Wir bemühten uns um eine allmählich vorrückende Aufhellung der letzten Verwurzelungen und Verästelungen seines Nationalgefühls. Offener noch als in der vorigen Periode treten diesmal die religiösen Ursprünge zutage.

Schon äußerlich nimmt nationales Fühlen, Tun und Denken im ersten Drittel des Weimarer Lebens und Schaffens weiten Raum ein. Als vaterländische Taten begrüßten wir die Gedenkschriften auf Hutten und Winckelmann: jener erscheint als undankbar vergessener Vorkämpfer deutscher Freiheit, dieser fast als Opfer der Mißverhältnisse im Vaterlande. Die Zerfahrenheit unserer Zustände bekümmert Herder tief als Hemmnis deutscher Geistesentwicklung. Doch schöpft er aus den Kulturbestrebungen der modernen Staaten, besonders auch Preußens, frische Hoffnung, die er zutiefst in der Eigenfülle des Nationalgeistes verankert. Ein zusammenhängendes Bild von einem freilich unwiederholbaren Nationalleben auf vaterländisch-freiheitlicher Grundlage baut er aus eigener Sehnsucht heraus in der theologischen Hauptschrift auf.

Nach all dem ist das Nationalempfinden des Weimarer Herder im Vergleich zu früher unvermindert warm und von ge-

steigertem inneren Reichtum. Es wendet sich dem Staate freundlicher zu. Aber ein festes positives Verhältnis will sich aus der nach Stimmung und Umfang schwankenden Auseinandersetzung mit ihm vorläufig nicht ergeben. Von weltbürgerlicher Gesinnung ist kaum Nennenswertes zu spüren — es sei denn, man wollte allzu hochgespannte, verfrühte Zukunftshoffnungen auf einen friedlichen Völkerverkehr bereits dazu rechnen!

Kapitel VI.

Weimar II: Die „klassische" Periode (1783—88).

Die neue, kurz zugemessene „klassische" Epoche Herders wird von seinem Hauptwerk, den „Ideen", ausgefüllt; ihre Abfassung beginnt 1783 und ist im wesentlichen 1788 abgeschlossen. Mit der italienischen Reise und den politischen Ereignissen von 1789 hebt dann eine neue Phase an.

In dem neugeknüpften innigen Bunde mit Goethe fand Herder den Führer zu dem ihm beschiedenen Gipfel. Zumal seinen sozialphilosophischen Anschauungen kam der enge Verkehr ausgleichend und mäßigend zugute [1]).

Unterdem besserte sich auch das Verhältnis zu Carl August. Nach der ersten Enttäuschung [2]) konnte der Fürstenbund, dazu eine rührige Schul- und Kirchenpolitik beide zu gemeinsamem Wirken zusammenbringen [3]). Der Herzogin blieb der erste Seelsorger des Landes nach wie vor nahe. Gewiß in ehrlicher Überzeugung pries seine Festpredigt 1783 die Liebe zum Vaterlande — diesmal zum engeren, mit dem er sich erst jetzt fest verwachsen fühlte [4]).

Als Brücke zum Staat mag ihm das Schulwesen gedient haben. Schon 1779 hatte er in einer Schulansprache beredt ausgeführt, wie Stadt und Vaterland mit Recht ihre Zukunftshoffnung auf die Schule, den „Pflanzort junger Gemüter", bauen [5]). Den Scheitelpunkt aber eines aktiv hervortretenden Staatssinnes bezeichnet das Jahr 1783. Neben jenem Bekenntnis von der Kanzel herab beobachtet man einen frischen Aufschwung seiner Schultätigkeit [6]). Freilich litt sie bald unter hemmenden „altsächsischen" Formalien [7]). Doch behielt er die Brauchbarkeit

für den Staat, sei's die eines Faches wie des Lateins, sei's die des Lehrstandes, als leitenden Gesichtspunkt seiner Reformen immer im Auge[8]).

Das Verhältnis Herders zu seinem alten preußischen Vaterlande war in diesen Jahren nicht unfreundlich. Den unentwegten Friedericianismus seines alten Freundes Gleim teilte er zwar nicht, und der Tod des großen Königs entlockte ihm (soweit ich sehe) im Augenblick keine Äußerung tieferer Teilnahme. Mit deutschen Hoffnungen aber verfolgte er — wie in der vorigen Periode die Kultur-, so jetzt die auswärtige, gemeindeutsche Politik Preußens. Die Fürstenbund-Bestrebungen riefen sogar Herder selbst aktiv auf den Plan. Wie das geschah, ist bezeichnend für seinen Patriotismus und heischt eine kurze Betrachtung[9]).

Von den Verhandlungen, die seit 1783 den Herzog seiner darob unzufriedenen Residenz oft fern hielten, hat Herder sicher früh Kenntnis gehabt, vielleicht durch Goethe[10]). Der Bewegung selber gehörte, wie es scheint, seine Teilnahme; doch die Art der Durchführung stimmte seine Hoffnungen herab. Noch ehe ein Abschluß zustande kam (Juli 1785), ließ er in einem (ungedruckt) gebliebenen „Ideen"-Kapitel (IX/6) durchblicken, daß er „von einem neuen achäischen Bunde . . . veränderlicher Weltdespoten" niemals ein „goldnes politisches Jahrhundert" erwarte[11]). Und so ließ er sich zwei Jahre später erst mehrmals auffordern, ehe er zu der geplanten gesamtdeutschen Kultur-Organisation seine „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" beisteuerte[12]).

Aufgabe des Instituts (§§ 1, 4) ist die Zusammenfassung der geteilten Triebkräfte im deutschen Geistesleben zu patriotischer Aufklärung, sein höchster Endzweck: Förderung der „National-Wohlfahrt". „Deutschland hat nur ein Interesse: das Leben und die Glückseligkeit des Ganzen" (S. 607). Der Staat gewinnt so „von innen" (sc. betrachtet) feste Ordnung und gesetzmäßige Freiheit, nach außen Macht und Würde, er entwickelt sich zu einem belebten Organismus. Aber welcher Staat? Vielleicht ist dabei an den deutschen Nationalstaat der Zukunft zu denken.

Zwar der Fortgang der Stelle verschwebt wieder in geistige Höhen, indes kommt der Verfasser beharrlich auf die Einheit zurück, als dem Ziel, aufs innigste zu wünschen. Es ist hier — mit einem Wort — ein kulturnationaler Wille am Werk, der das Politische zumindest streift. Herder fordert u. a. Verbreitung der Aufklärung in alle Provinzen, damit der „Staatshaushalt" und „die Zwecke des Landesherrn" mit ihren Maßnahmen überall vernünftigem Verständnis begegnen. (§ 2.) Nationale Sprachpflege (§ 3), „patriotische Geschichte des gesamten Vaterlandes" (S. 609), „thätige Philosophie der Nationalbildung" (ibd.) — das alles sind weitgesteckte Aufgabenkreise, wie wir sie von dem künftigen Präsidenten nach seiner bisherigen Entwicklung erwarten. Eine politische Wendung wiederum nimmt er, wenn er die Grundsätze der Klugheit und Billigkeit ins Licht gesetzt und aufs „sittliche und politische Kalkul" praktisch angewendet wissen will (S. 610) — „im Dienste der reinen, unparteiischen Wahrheit"! Denn „National-Interesse" sei das Band der Mitglieder (§ 4, am Schluß). An den einzelnen Organisationsvorschlägen interessiert (s. § 5), daß der Verfasser sich die äußere Realisierung als edles Werk patriotischer F ü r s t e n denkt (S. 616). Zum erstenmal hätten sie damit „aus freier Gnade" eine gemeinnützige Anstalt für die Nachkommenschaft geschaffen und ein altes Versäumnis nachgeholt.

Den Stein des Anstoßes, an dem das Ganze nachher scheiterte, möchten wir mit Schlosser[13]) vornehmlich in dem Drängen Herders auf ö f f e n t l i c h e Behandlung von Staats- und Nationalsachen suchen. Sollte die Akademie sich wirklich als öffentliches Forum mit Akten und Annalen nationaler Billigkeit und Menschlichkeit (XVI, 610) auftun dürfen? als Kontrollinstanz der Reichsstände? Dafür war die Zeit noch nicht gekommen. Sakrosankte Autonomierechte standen dem im Wege. Ungeachtet der vereitelten Ausführung ist die Denkschrift Herders mit ihren kühn ausgreifenden Plänen mehr als ein „Denkmal seines nationalen Idealismus" (Suphan XVIII, 527). Es regt sich auch ein vielleicht zaghafter und politisch gehemmter, aber deutlicher nationaler W i l l e darin.

Wie Herder im übrigen in dieser Epoche national dachte und

fühlte, lehrt uns sein Hauptwerk, die „Ideen“. „Klassisch“ vollendete, in sich abgeschlossene und widerspruchslose Gedankenketten werden wir auch in ihnen kaum erwarten. Die behende Wandelbarkeit des Autors, die lange Zeitstrecke der Entstehung nötigen zu bescheidenen Hoffnungen, will man zunächst seine Staatsauffassung festlegen.

Bekannt — und oft als Beweis erstaunlicher Staatsfremdheit überschätzt—sind die staatsfeindlichen Ausfälle im VIII. und IX. Buch (Kap. 5 bzw. 4). Es wird dort aber, wie genaueres Zusehen zeigt, hauptsächlich gegen die großen, national gemischten (Erb-) Reiche geeifert. Der Staat bedroht das freie Individuum; darum gebührt der gütigen Mutter Natur Dank, die mit mannigfachen Mitteln die Nationen zu scheiden und vor dem Joch der Groß-Staaten, vor den „Kunsträdern einiger Spätlinge“ zu schützen wußte[14])! Noch härter urteilt das in denselben Jahren (1785 bis Ende 86) niedergeschriebene IX. Buch ab[15]). Den zwei Graden natürlicher Regierung wird die Erbregierung[16]) als künstliche Schöpfung und Werkzeug eines verderblichen Despotismus abschreckend gegenübergestellt. Ihr scheint unsere Zeit, unser Erdteil ausgeliefert, weil die Menschen in sträflicher Schwäche sich bis heute die Last der Sklaverei aufbürden ließen. „Alle Regierungen der Menschen sind nur aus Not entstanden“, heißt es kurzweg, und die vielgepriesenen „Väter des Vaterlandes“ sind zuletzt bloß Vormünder eines hilflos ohnmächtigen Geschlechts! (XIII, 384.)

Die später entstandenen Bücher der „Ideen“ aber sprechen dem Staatsgedanken eine notwendige Realität und sogar Würde zu, wenn auch oft versteckt und implicite. Die erstere erhellt z. B. aus dem „traurigen“ Schicksal der Finnen, Letten und Preußen, die „ohne politische Verfassung“ den herandrängenden Wandervölkern unterlagen (XIV, 168). Vom Christentum wird als „Blüte der Wirkung“ „ein vollkommener Staat“ erwartet (ibd. 313), ja die (politischen) „Einrichtungen der Gesellschaft“ als „das größeste Kunstwerk des menschlichen Geistes“ bezeichnet (ibd. 390). Und das XIII. Buch schwingt sich zu einer bewundernden Charakteristik auch der griechischen Staatskunst auf (s. unten). „Kein Volk kann untergehen, des-

sen Staat wohl bestellt ist“, heißt es in dem zusammenfassenden XV. Buch (XIV, 224). So sieht Herder, wie einst in Bückeburg und wie oft noch in Zukunft, den Staat mit den Augen der Liebe zur Nation.

Dies — und nicht jenes Absprechen in den älteren, unter Kants und Einsiedels (Haym II, 466 und 250 ff.) aufstachelnden Einflüssen stehenden Partien — ist uns für Herders letzte und bleibende Ansicht maßgebend. Unter den Staats-Formen trifft er keine bestimmte Wahl. Er neigt zu einer vom Volk beauftragten Regierung[17]). Spürbar erwärmt er sich für den republikanischen Klein- und Freistaat der Griechen (XIV, 149) oder der Karthager (ibd. 173). Nach innen muß der Staat, will er geschichtlichen Wert in der Menschheitsentwicklung gewinnen, alle seine Glieder eng miteinander verknüpfen (SWS. XIV, 227), sie zu lebendiger Teilnahme anregen. Diese „Verbindung macht die glücklichsten Staaten“. (ibd. 229). Im Staatsganzen hat auch der neue dritte Stand, „das warme Blut des großen wirkenden (sc. politischen) Körpers“ Europa (XIV, 493), Recht auf Existenz und Beachtung. So bildet sich eine „innere Haushaltung“ im Lauf der Zeiten aus. Kriegshandwerk und Politik entwickeln sich zu Künsten. Aus den „Fehlern der Regierungen“ und den schlimmen Folgen ihrer Willkür gehen „Vernunft und Billigkeit“ als herrschende „Naturgesetze“ der menschlichen Wohlfahrt hervor. Herders Staatsphilsophie mündet in einen volksbeglückenden Liberalismus aus[18]).

Unverändert konstant zieht sich die Hochschätzung der Nation durch die „Ideen“ hin. Gott selbst nahm die Einteilung des Menschengeschlechts vor, indem er bestimmte, „wie lange und weit Nationen wohnen sollten“ (XIII, 347). Sie alle waren ursprünglich „Zweige von einem Stamm, Sprossen aus einem . . Garten“ (ibd. 405). Die ganze Menschheit zusammen wie „in ihren einzelnen Nationen“ bildet „ein daurendes Natursystem“ vielfacher Kräfte (XIV, 226). Jede „menschliche Nationalpflanze“ im Erdengarten hat ihren eigenen, sich immer fester ausprägenden Charakter (ibd. 281). Lebhaft wird wieder die Auslöschung der Nationalcharaktere (ibd. 201, 288)

beklagt, wenn auch zu Zeiten Völkervermischung („Einimpfung“, ibd. 381) dem Fortgang der Menschheit unentbehrlich scheint. So ist Europa heute, auf Kosten des nationalen Eigenwuchses freilich, auf dem Wege zu einem „Nationenverein“ (ibd. 287), zu einem gemeinschaftlich wirkenden Europa“ (ibd. 487). Herder hofft auf eine friedliche Annäherung unter den Völkern, (ibd. 280), auch dank der verbesserten Kriegskunst, (ibd. 221 f.), die Kriege erschweren wird.

Herders Einsicht nähert sich auf dieser Stufe deutlicher als je, nur leider sprunghaft der Idee des Nationalstaates. Auf einen Augenblick erhellt etwa der Zusammenhang zwischen Bodenbeschaffenheit und politischer Verfassung an dem Beispiel des von Gegensätzen zerrissenen Italien (XIV, 156). Oder es wird bemerkt, wie manche Nationen unerschütterlich die „Staaten, die aus ihrer Wurzel erwachsen“ — und nicht durch despotischen Machtspruch — nach den schlimmsten Stürmen überleben (ibd. 87). Herder ahnt also die innere Widerstandskraft der Staatsnation. Sogar in dem verärgerten Regierungskapitel (IX/4) kämpft er sich durch alle Polemik zum Nationalitätsprinzip durch (SWS. XIII, 384 f.): „Der natürlichste Staat ist — da die Natur Familien erzieht — ein Volk, mit einem Nationalcharakter“, das sich von Beauftragten (Lesart b) oder auch einem mitgeborenen Fürsten regieren läßt. Als individuell bestimmter Organismus ist der Nationalstaat ungleich lebenskräftiger als die Despotie. Bei dieser angelangt, verliert sich der Verfasser, statt seine bedeutsame Erkenntnis sofort auszuschöpfen, von neuem in seine unfruchtbare Kritik an „unpatriotischen Staatsgebilden“ (S. 385), zumal an den erblich-despotisch regierten.

Es wird Zeit, zu Herders spezifisch deutschem Empfinden zurückzulenken.

Latent durchwärmt es die berühmte Griechencharakteristik[19]), deren Vorläufer uns schon früher begegneten. Der Anteil des Neuhumanismus am Entstehen des deutschen Nationalbewußtseins[20]) tritt selten so kräftig hervor wie hier, wo in begeisterter Darstellung das uns artverwandte „Originalvolk“ der Hellenen als Vorbild auftritt, ohne geradezu so bezeich-

net zu werden [21]). Wie sie sich als Staatsnation in Herders Auge spiegeln, sei des näheren hervorgehoben.

Wie nachher Humboldt und Friedrich Schlegel bot Hellas ihm eine Art politischer Schule. Zwar konnte sie in ihm nicht die Sehnsucht nach nationaler Einigung in einem Großmachtstaat wecken, aber die innere, allumfassende Einheit des Nationallebens ging ihm daran auf, die unzerreißbare Verflechtung der Kultur- mit der Staatsentwicklung. Von der Freude an jener drang er tief in das Wesen dieser ein. Er beobachtet entzückt das Hin und Her der nationalen Kräfte darin, um ihre Gesetze nach dem Vorbild der in der Natur wirkenden su suchen (Schluß des Buches und Kap. 6).

Der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele war politisch, nämlich: „Menschen zu regieren oder (selbst) als ein lebendes Glied der Gesellschaft zu wirken." Daher auch der große Zug in ihrer Staatseinrichtung: „Jeder Bürger mußte seine Mitbürger kennen und bisweilen öffentliche Geschäfte verwalten." (XIV, 126.) Am griechischen Staats- und Geistesleben fällt eine glückliche Wechselwirkung auf. Homer war den Griechen „ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit" (ibd. 102). Die Liebe zu allem Schönen diente ihnen als „wirksame Triebfeder" für den Staat (117). In der Verfassung wiederum fanden sie solche Triebfedern zur Steigerung ihres rednerisch-künstlerischen Ausdrucksvermögens (90). Ähnlich „machten ihre Staatsverfassungen Denkmale und öffentliche Gebäude" (106), und ihre Spiele gehörten zu dem „Vaterlandsruhm, der der Kunst aufhalf" (110).

Die politische Verfassung der Griechen bewundert Herder wegen der Freiheit und individuellen Mannigfaltigkeit, die sich darin entfalten konnte, und weiter wegen ihres hohen national-ethischen und -kulturellen Wertes. Wiederholt beleuchtet er hell die Vorzüge der Kleinstaaterei, gewiß unter stillem Bezug auf Deutschland. Dort gab es keinen Zwingherrn und Allgemeinherrscher. „Auch im Gange zur Kultur" schreiten die Griechen stolz als „Freivolk" dahin. Das verschiedenartige Leben und Weben in und zwischen den Stämmen beförderte eine in sich reiche Nationaldenkart und brachte Früchte in der Gesetzge-

bung (ibd. S. 98). Die Staaten blieben klein — auch ein glückliches Geschick für die Griechen! Konnten doch die Kreter eine allen festländischen Republiken vorbildliche Gesetzgebung hervorbringen! (ibd. S. 94) Eine nach Stammescharakteren abgestufte Religion (S. 97) führte die Hellenen „tief ins Heiligtum“ der politischen Kultur, d. i. in die Formen des Gemeinschaftslebens überhaupt (S. 115). Ihre Amphiktyonengerichte griffen als Einrichtung für einen ewigen Frieden späteren Jahrhunderten (St. Pierre!) vor (115). Die Staatsform, die sie wählten, war das nationale Königtum oder die Republik, die beide die Künste mit Aufträgen versorgten (111). Der Übergang zur Republik wird als „erster Schritt zur Mündigkeit des menschlichen Geistes“ gerühmt. Denn jedes Volk sah sich jetzt als einen selbständigen Staatskörper an, der sich nach eigenem Ermessen politisch einrichten dürfe (118). Kurz, Herder erkennt bewundernd das Erwachen einer Nation zur Mündigkeit und Autonomie. Besonders sagt ihm der tätige Patriotismus der Griechen zu. In jedem ihrer Staaten lebte ein edler Gemeinsinn. Die bekannte Spartaner-Grabschrift ist ihm der ewig gültige Grundsatz a l l e r politischen Tugend. Politische Aufklärung und Patriotismus, die beiden Pole aller Sittenkultur, betätigten sich ja zuerst in Athen und Sparta (121). Die „Vormünder des Volks“, die Herder an früherer Stelle geschmäht hatte, feiert er hier laut (199).

Dabei werden die Schwächen im politischen Zustand der Griechen nicht verschwiegen. Ihr beweglicher Staatssinn artete später leicht in hohles Redner- und Schwätzertum aus (123, 148). Auch von den allzu harten Diensten, die der Bürger tun mußte, „siehet die Menschheit gerne weg“ (112 oben). Nach den Persersiegen wurde Eifer- und Ruhmsucht unter den getrennten Stämmen der Anfang vom Ende; bald „kannten die Kleinstaaten weder Eintracht noch Grundsätze zu ihrer Erhaltung“. (S. 141.)

So erfaßt Herder den griechischen nationalen (Klein- und Einzel-) Staat als Kultur- und Lebensform. Kein Zweifel, daß er Ä h n l i c h e s seiner eigenen Nation wünschte: alle ihre Glieder in individueller Eigenart entwickelt und in freier Selbsttätigkeit zusammenwirkend, dabei verbunden zu einer übergreifenden

nationalen Kultur- und auch Staatseinheit. Das stimmt etwa zu dem, was in jener Denkschrift über das neue deutsch-patriotische Institut dem Verfasser als Wunschbild unbestimmt vorgeschwebt hatte. Die Deutschen mit ihrem hellenisch anmutenden Hang zu freier Selbstbestimmung (s. den folgenden Abschnitt) und ihrer Tüchtigkeit werden vielleicht dereinst durch eine ähnliche Ausbildung gerade ihrer Nationalart Höchstes für die Menschheit leisten: dies die verborgene Hoffnung, die der Feder unseres Autors ihren Schwung leiht.

Herders Beurteilung der Deutschen verrät einen gewohntermaßen warmherzigen, aber ernsten, zur Selbstprüfung gestimmten Patriotismus.

Ihm sind die Deutschen nicht etwa das „erwählte Gottesvolk in Europa", zu dessen Knechtschaft die anderen bestimmt seien. Nein! Zu etwas Höherem als zum brutalen Herrschen sind sie geboren: zum „gebildeten" und bildenden „Überwinder". Seltene Charaktervorzüge wirken ihrem ursprünglich vorwiegenden kriegerischen Sinn seit langem wohltätig entgegen. (SWS. XIV, 289 u. 271 f.) Leider fehlt diesem trefflichen „Stammcharakter" ein „politischer Hauptcharakter" (ibd. 555). Herder freut sich der Leistungen der Deutschen für die Gesamtkultur (S. 555), aber achten uns die andern und wir selbst so, wie es recht wäre? Er wünscht uns daher nach einer bewegten Geschichte Ruhe zur Selbstbesinnung auf unseren nationalen Eigenwert.

Unser Unglück und unsere Aufgabe entspringt aus der besonderen Lage Deutschlands in Europa. Es ist „den Völkern gleichsam zur Mittelsäule gesetzt worden" (ibd. 555). Krieg und mancherlei Unruhe ließ uns jahrhundertelang zu keiner dauernden Verfassung kommen (554). Das einst lebensfähige Werk Karls des Großen ist zu einer Titularverfassung mit leeren Formen und Würden veräußerlicht; möge er zurückkehren und 1800 „die Maschine ändern", die er 800 begann und des Meisters harrt! (SWS. XIV, 368, 372.) Auch unter den Gliedern der Nationen" selbst herrschte in jenen ersten Zeiten ein gesunderer Zustand, „eine mehrere Gleichheit" nämlich; und die im Deutschen ruhende Tüchtigkeit bedurfte nur leichter Aufmunterung von

oben her (ibd. 450). Alles war — etwas gut Deutsches! — auf freiwillige Tätigkeit zum gemeinen Besten gebaut (526). Da kam die römische Kirche, verdrängte mit dem eingeschleppten lateinischen Geist einen guten Teil des Nationalcharakters „aus den Geschäften der Nation“ und beugte den stolzen Nacken des Deutschen unter das Joch einer wesensfremden Subordination (415). Sie versklavte den „gemeinschaftlich wirkenden freien Staatskörper“ (539) und zerspaltete seine notwendige Einheit: In einen lateinkundigen geistlichen und einen unwissenden weltlichen Stand (525) fiel er auseinander. „So kam das Volk . . . um seine Stimme, die es nach uralter deutscher Verfassung haben sollte.“ (544.) „Noch jetzt ist Deutschland“ dieser „seiner Verfassung wegen ein Ruhekissen der römischen Krone“ (401). Einzig in den Städten erhielt sich lange eine auf echt deutschen, d. h. freiheitlichen Grundsätzen ruhende Verfassung (424). So beklagte Herder den Verlust eines altedlen politischen Volksgutes, das erst S t e i n ein Vierteljahrhundert später durch die Städteordnung zurückgewann [22]).

Ein gerüttelt Maß von Schuld tragen nach Herder auch die deutschen Regenten. Sie wollten sich selbst zu viele Rechte vorbehalten und versäumten eine gerecht geordnete Übertragung der Geschäfte auf andere Verfassungsglieder, zu selbsttätigem und selbstverantwortlichem Wirken. Da entstand denn ein Gemeinkörper ohne Gemeingeist, wo nur für den Regenten oder den Adel gesorgt war (521 f.). Darum ruft Herder nach „politischen Gesetzen, die . . . jedem . . . Stande der Nation den Despotismus schlechthin versagen“ (540). Mit andern Worten: eine konstitutionelle Beschränkung alter Fürsten- und Adelsrechte und stärkeren Anteil des Volkes an der Regierung fordert der Philosoph der deutschen Geschichte von der Zukunft.

Trotz einer schwankenden Staatslehre hat Herder nach alledem in dieser „klassischen“ Epoche seinem Patriotismus eine politisch weiterweisende Richtung gegeben. Werden die Weltgeschicke der nächsten Jahre ihm den Faden fortspinnen helfen? Wird er im großen politischen Erleben zu dem vaterländischen Schriftsteller und getreuen Eckart seiner Nation heranreifen, zu dem er längst die Elemente in sich trug?

Kapitel VII.

Weimar III, Erster Teil (1788—1794).

Auf die Schlußfrage des vorigen Kapitels wird dies letzte eine nicht mehr als vorläufige Antwort geben. Aus zwingenden äußeren Gründen kann den mannigfachen zeit- und ideengeschichtlichen Beziehungen nur teilweise nachgegangen werden.

Die letzte Periode Herders[1]) ist von vornherein durch zweierlei gekennzeichnet: einmal durch das Erlebnis der Französischen Revolution, zum andern durch den Rückgang seiner schöpferischen und verarbeitenden Kraft. Eine Unterteilung erscheint zweckmäßig. Wir entnehmen sie vorläufig den geschichtlichen Ereignissen, werden aber gehörigen Ortes auch innere Individual-Kriterien beibringen. Bis 1793 wird Herders nationalpolitisches Interesse von den Eindrücken der revolutionären Geschehnisse beherrscht, ihre Nachzeichnung füllt den ersten Teil unseres Kapitels. 1794 ist das Scheidejahr. Es folgt die Zeit der Nachwirkungen, der Koalitionskriege und des deutschen Niederganges.

Vorher ein kurzer Blick auf die Italien-Fahrt von 1788/89! Auf ihr, wie einst auf der Jugendreise, offenbart sich gelegentlich das Deutschempfinden Herders.

In Nürnberg trat ihm der Geist unserer Nation in ergreifender, unwiederbringlich versunkener Größe nahe. Ihn haben die Fürsten seit Jahrzehnten „verkannt, unterdrückt, verschlemmt und vergeudet“ [2]). Vor der Cestius-Pyramide in Rom regte sich der alte Schmerz[3]) um die in der Fremde verscharrten „Deutschen Gebeine“. Dem Zurückreisenden verscheuchte die Sehnsucht nach Deutschland zuletzt gar den Schlaf[4]). So liegt die Vermutung nahe, daß die ganze Reise für die längst fest ausgeprägte deutsche Geistesverfassung des Fünfundvierzigjäh-

rigen zu spät kam. Einen besonderen Sinn gewinnt dadurch Kühnemanns Wort: „Er brachte seinen drückenden deutschen Nebel unter den hellen Himmel Italiens mit. Kein neuer Mensch wuchs ihm in der Bezwingung dieser neuen Welt.“ (A. a. O. S. 469.)

Nach der Heimkehr stockte die Produktion bis 1791. Krankheit und Amtspflichten hielten Herder ab; die Vorgänge auf dem politischen Welttheater nahmen seinen Sinn gefangen. Wie er daran Anteil hatte, geht uns soweit an, als sich in ihm deutsche, nationale Wünsche oder Empfindungen verraten. Die prinzipielle und völkergeschichtliche Seite tun wir kurz ab.

„Im Prinzip gegen jede Revolution“, meint Haym (II, 468), das sei Herders ursprüngliche Stellungnahme gewesen. Wie ein — Haym unbekannter? — Entwurf zu den Humanitätsbriefen klar bezeugt[5]), versteht er unter „Revolution“ alle Fort- und Umbildungen, die in Natur- und Menschenleben oft mit gesunder Notwendigkeit vorkommen. „Der Staat muß sie nicht scheuen, sondern sich ihrer bemächtigen“ und „als den motus peristalticus seiner Natur“ sogar befördern (S. 649). Dann werden ihm fürchterliche „Staatsumwälzungen“ erspart[6]). Lange vor 1789 erklärten die „Ideen“ Revolutionen dieser Art für unentbehrlich zum Gedeihen des Staates, ja auch des „Genius der Humanität“ selber![7])

Doch nun zu der Kernfrage: Wie entwickelt sich Herders Nationalidee in der Berührung mit dem Strom des Zeitgeschehens?

Die ersten Ereignisse haben wie bei vielen auch bei ihm leidenschaftliche Hoffnungen, kühne Erwartungen geweckt. Wie natürlich bei dem Mann, der wie wenige die innere Verfassung und Lage seiner Nation kannte und mitfühlte! Er meinte, die Stunde der Befreiung werde auch bei uns, unter ganz andern Umständen gewiß, schlagen. In der Sehnsucht nach gesundem Um- und Neubau des Bestehenden trieb es ihn um 1790 zur Lektüre der radikalen, z. T. paradox verschrobenen „Ideen“-Convolute A. v. Einsiedels zurück[8]). Ihren Haß auf die inhumanen Staatsverhältnisse nahm er gern in seine fleißigen Ex-

zerpte hinüber. Vielsagend genug, daß ihm noch 1792 der Prinz August v. Gotha insgeheim brieflich „la salute della liberta" zutrank! [9])

Publizistisches Eingreifen war unmöglich: damals wie später hat Herder das als besonders drückend empfunden [10]). Am treusten zeigen noch jene „abgeschnittenen Humanistischen Briefe" (vom Ende 92/93), wieviel er sich für seine Deutschen von der Rückwirkung des unerhörten Geschehens versprach, — wiewohl selbst in ihnen leidiger äußerer Rücksichtnahme halber manches absichtlich mehrdeutig, beziehungslos allgemein oder knapp herauskommt. Versuchen wir, auch was in schwankender Erscheinung auftritt, festzuhalten, so gut es gehen will!

Von „hüpfender, kindischer Freude" weit entfernt (18, 314), sieht der Briefschreiber gespannt zu, wie „die zahlreichste Nation Europas" sich an ihre Neueinrichtung begibt (316). Gewiß wird Deutschland, das „Land des Gehorsams", wie das halb beruhigend, halb ironisch aufgegriffene Lobwort lautet, einen andern Weg gehen (315 f.). Es wird sich vor jeder Einmischung klug zurückhalten, etwa den „alten französischen Königsstuhl . . . säubern" zu helfen (317). Aber mit „unserm Deutschen gesunden Verstand" alles grundsätzlich (315) zu prüfen und „das Gute vernünftig zu nützen", nicht bloß in „reinster Theorie" „das Beste merken" zu kühl vergleichender Erwägung (319), — das „bleibt uns erlaubt" (316). Nur soll dabei ja kein Deutscher für die eine oder andere Partei „auch nur einen Athem verlieren" (315): an solchem Nationalegoismus findet die Teilnahme des freiheitlich gesinnten Mannes ihre Grenze. Zu eindringlich hatten ihm die Blätter der deutschen Nationalgeschichte gesprochen!

Eines vor allem zieht den Blick auf das Selbstbefreiungswerk unserer Nachbarn: jetzt wird der tragende Grund und Boden eines nationalen Gemeinschaftslebens einmal sichtbar. Er sollte auch bei uns vom hemmenden Schlingwerk alter Traditionen befreit werden (a. a. O. Nr. 10 u. 11). Ein völkergeschichtliches Naturgesetz enthüllt und erfüllt sich vor den Augen der Gegenwart. Das Individuum gibt sich dem Wohl eines Ganzen hin, einem „Theil des Menschengeschlechts . . ., in eine gewisse

Gestalt organisirt, mit einem Namen bezeichnet“ (309). Es ist die politisch zusammengefaßte, autonome Nation[11]). In ihr muß „eigene Verantwortlichkeit die ganze Kette der Glieder des Staats durchlaufen“, darf nicht länger der Name eines absoluten Landesherrn Mißstände decken (309). Auch er, „ein Diener des Staats“ (ibd.), gehört ja zum Volk: dies der einzige Stand, der im Staate existiert! (308) Die Edelsten und Weisesten seien die Führer: so entsteht die wahre „Aristodemokratie“ (ibd.). Von unmittelbarer Herrschaft des Volkes indessen will Herder[12]) nichts wissen. Wenn es nach seiner langen Unterdrückung plötzlich erwachte — läßt er seinen Korrespondenten entgegnen —, müßte man seine „Fieberwuth schreckhaft fürchten“ (311). „Daß es (sc. zum politischen Gebrauch seiner Freiheit) erzogen werde, kann unser einziger Wunsch seyn . . . die Besserung muß vom Haupte kommen, nicht von Füßen und Händen“ (17, 96). Eher als von der blinden Volksmenge, behauptet der Verfasser in der veröffentlichten Redaktion mit einiger Konzilianz, steht von aufgeklärten, guten Fürsten etwas zu hoffen (17, 95; s. Anm. [13]), so abgetragen ihr „alter Trödel von Herrlichkeit und Ansehen“ sich auch im Licht der Gegenwart ausnimmt (18, 311). Zur Demokratie überhaupt bekennt sich Herder wiederum in einem einbehaltenen Stück (18, 316 ff.). Man spürt die „bange und frohe Sehnsucht“ nach einschneidenden Einwirkungen des westlichen Vorbildes auf die Nachbarnationen. Er wartet auf das Gelingen des großen Unternehmens, eine „bessere Verfassung“ zu schaffen — nicht eine gemäßigte Monarchie, sondern eine Republik, u. z. erstmals „in einem so grossen Bezirk von Ländern und ehemaligen Provinzen“. Niemand darf die Nation dabei von außen her stören wollen. Sie würde mit einem Abwehrkrieg darauf antworten, und wir würden dann das erste Beispiel eines gerechten Krieges erleben: das „denkwürdig ernste Schauspiel von jenseit des Rheines bestärkt also Herder in einer Ansicht, die er lange zuvor bei der Betrachtung der Griechen gewonnen hatte (cf. Kap. III, IV): Der Krieg zur Selbsterhaltung der Nation trägt sein Recht in sich. Unser Autor nimmt so eine verdienstliche Einsicht Hegels gutteils vorweg[14]); und das

Verdienst des Älteren steigert sich noch, bedenkt man, daß er dies Recht auf den Krieg seinem zarten Humanitätssinn abringt. Glückt den Franzosen ihr kühnes Werk, so wäre das nach Herder ein gewaltiger Fortschritt über die bisher bekannten Staatsformen hinaus und ins Buch von der Menschheitsentwicklung einzutragen (317 f.). Wenn noch in der Schrift über die Regierungen seine Wage zwischen gemäßigter Monarchie und Republik geschwankt hatte, so wollte ihm jetzt die Zeit selbst den Beweis liefern, daß die letztere auch in unserer Epoche der Großstaaten möglich ist.

Lange blieb Herder optimistisch gestimmt. Auch nach den Septembermorden ließ er sich nicht beirren, wie uns ein Brief Carolinens aus dem November 92 verrät (s. Haym II, 476). Während der Kampagne nahm er, wie nach dem eben Angeführten zu erwarten, im Innersten für die angegriffenen „Neufranken" Partei. Das Brudergefühl mit den deutschen, weimarischen und preußischen Truppen schien bei ihm erloschen, und man hat ihm das verargt. Doch sehen wir genauer zu! Sein Nationalempfinden reichte weit über den Augenblick hinaus einem liberaleren, demokratisch umgestalteten politischen Zustand des Vaterlandes entgegen, es ließ ihn wünschen, die Franzosen möchten die störende Einmischung zurückweisen und ihre Aufgabe vorbildlich vollenden. Ist doch im Verlauf jenes eben erwähnten Briefs die Rede davon, daß „wir noch im Finstern sitzen" — wohl nicht lange mehr! Nur Rücksichten auf seine Stellung in Weimar bestimmten Herder z. B., sich Voigt gegenüber, natürlich zur Weitergabe an den Herzog, geflissentlich dahin zu äußern: das französische Wesen passe nicht auf die Kleinstaaterei in Deutschland[15]). Recht verstanden, ist dies allenfalls mit seinen wahren Meinungen, wie wir sie kennen lernten, vereinbar. Einer ähnlich vorsichtigen Auslegung bedarf auch ein Kirchengebet ungefähr gleichen Datums. Vom „frechen Geist der Ungebundenheit" ist da die Rede, und den deutschen Kämpfern erfleht es Gottes Hilfe. Erst am Schluß wird bei scharfem Hinhören die letzte Überzeugung des Redenden vernehmbar: unsere Nation möge sich künftig ihrer „Ver-

dienste um die allgemeine Freiheit . . . Europas rühmen dürfen“ (SWS. 31, 665 f.).

Ein Gebiet der Zukunft, wie er sie sich vorstellt, malt Herder mit mehr Farbe und Ausführlichkeit als die übrigen: die Literatur-Zustände[16]). Wieder offenbart sich seine Neigung zu kultur-nationalem Wirken und Denken. Die politischen Voraussetzungen werden unter Hervorkehrung harmlos auftretender althistorischer Parallelen mit „nahen Völkern unseres Europa“ eben angedeutet. Ein Tacitus wird uns erstehen — als Künder des dämmernden Tyrannensturzes, ist wohl gemeint! Später wird eine Zeit stolzen Freiheitsbewußtseins nahen. Einem neuen Perikles (gewiß einem „Aristodemokraten“ nach seinem Sinn) im Staat wird im Schrifttum u. a. „die alte, wahre Tragödie, die ernste Tyrannenfeindin“, folgen. Sogar ein Pindar wird in einem von bürgerlichem Gemeingeist durchdrungenen Vaterlandsstaat, der seinen verdienten Patrioten die gebührende Ehre zuerkennt, wieder aufleben (322). So träumt Herder von einer großen Nationalliteratur als der Frucht politischer Blütezeit. Zu einem „Ideal für die deutsche Zukunft“ (Kühnemann 527) aber sind diese wie die vorhin herausgestellten Umrisse m. E. zu knapp und sparsam gegeben. Die Grundlinien sind unzweifelhaft da.

Um die Wende 92/93 richtete Herder erstmals wieder den Blick auf real bestehende deutsche Staatsverhältnisse: auf Preußen. War dies Land etwa bestimmt, seine Hoffnungen zu bergen und zu erfüllen?

Seine Meinung über das alte Vaterland hatte sich gründlich geändert. Wir hatten den Wandel früher sich anbahnen sehen[17]). Es folgte zunächst ein partieller Rückschlag. Der neue Regierungskurs, Ende der 80er Jahre, mußte einem Herder gründlich mißfallen. Die Fürstenbundbestrebungen schliefen bald ganz ein; der Kultus lag in der Hand eines Wöllner. Doppelt hell hob sich von diesem dunklen Grunde der Gegenwart die Größe des letzthin entschlafenen Königs und seines Werkes ab, den er schon während seiner letzten Regierungsjahre als „größten Helden und Regenten unsrer Zeiten“ (30, 65) offen bewundert hatte. Als nun die „Oeuvres posthumes“ erschienen (1788),

griff er „begierig“ danach und ließ nach eingehender Lektüre in den Humanitätsbriefen (92/93) dem Sehnsuchtsruf nach einem „Deutschen Namen“ „als dem ersten Europas“ in wohlerwogener Anordnung eine fast begeisterte Charakteristik folgen (17, 27 ff.). Der Verfasser sagte Friedrich nach, was ihm selber oft fehlte: daß er „die verachtende Bitterkeit, mit der er die Regierungen“ ansah, zu verbeißen wußte. Wie human stellte sich dieser Monarch zu seinen Untertanen! Alle unsere Fürsten mögen seine Werke lesen — „sie sind ja französisch geschrieben“, spielt der Brief (Nr. 7) bitter auf die Fremdländerei der Höfe an. Die reichlich eingeschalteten Stellen aus Friedrichs Schriften charakterisieren auch den Auswählenden: das meiste ist ganz nach seinem Sinne. Schließlich wird der einst gehaßte Herrscher „eine große, schöne Seele“ genannt, „von giftigen Winden einer herrschsüchtigen Politik . . zerknickt“. Ihr entstammte auch — das sieht Herder jetzt ein — die Härte und Strenge seines Regiments (45 f.) — äußerem Zwange also, nicht innerer despotischer Anlage. Hatte er einst Joseph II. begeistert begrüßt, —jetzt hielt er kritisch vergleichend dessen Schwächen gegen die klaren Vorzüge Friedrichs[18]). Und das alles bedeutete mehr als eine bloß „Fritzische“ Gesinnung, es galt auch dem Staate selbst. Ende 1794 zeichneten die Humanitätsbriefe aus Berens' „Bonhommien“ Anerkennendes über die preußische Staatsverfassung aus[19]). Kurz, das vergangene Friedericianische Preussen wird gerecht gewürdigt — nicht als Vorbild, sondern als seltener Ausnahmefall, wagen wir nach Herders sonstigem Urteil über die Monarchien, besonders die deutschen dieser Jahre, hinzuzusetzen.

Unterdes stieg das blutige Chaos in Frankreich höher und höher; der Kopf des Königs fiel. Da kam endlich auch für Herder ein Meinungsumschwung. Seit dem Frühjahr 1793 hat er seine Hoffnungen nicht begraben, aber vertagt. Angesichts der Schreckensperiode und Eroberungssucht einer politisch erfahreneren Nation ward ihm erschreckend deutlich: „unser Deutsches Volk“ ist zur selbständigen Lösung politischer Verwicklungen erst recht „weder vorbereitet“, noch hat es „dazu Lust und Neigung“. Sein grundsätzlicher Wahlspruch lautete nun-

mehr: „vernünftige Evolution . . ., keine Revolution“ (18, 332). Und von Karl Augusts Hand las er jetzt vermutlich gern (in einem Brief aus dem Lager von Mainz) von dem humanen Bestreben, „die fränkischen Unmenschlichkeiten von deutschen Boden zu kehren“ [20]). Oder sollte das ein fürstlicher Wink zur Sinnesänderung sein? Im Herzensgrunde jedenfalls blieb Herder demokratisch gerichtet, und darüber erkaltete bereits einige Monate später das Verhältnis zum Hofe, vor allem aber zu Goethe [21]). Zunächst trennten sie „Meinungen über fremde Verhältnisse“, aber weiterhin die über die Nutzanwendung auf die eigenen. Wie wäre ein Zusammengehen mit einem Manne möglich gewesen, der „ein für allemal am Bestehenden festzuhalten“ entschlossen war! Während jener die Revolution als beunruhigende Störung empfand, hoffte Herder noch den Anbruch des Freiheitsmorgens zu erleben [22]), wenn sich auch die Franzosen selbst als unwürdige Träger der großen Mission bloßgestellt hatten.

Dies alles, die klägliche Rolle der zerteilten Deutschen in den unabsehbaren Kriegsläuften, dazu die Hemmung seiner Redefreiheit, trieb damals Herder zu wiederholter, fast fluchtartiger Einkehr in die nationale Vergangenheit. Die Lektüre und Herausgabe Andreäs, des Realis de Vienna und Baldes vom Frühjahr 93 bis zum Winter 94 [23]) zeigen ihn als ersten deutschen Philologen, der sich im Dienst einer nationalen Aufgabe fühlt. M. a. W.: ein lebhafter Deutschsinn befähigt — neben anderem natürlich — Herder, zum Vorläufer und Erwecker der heutigen Germanistik [24]) zu werden.

Schon 1792 hatte ihn Ähnliches beschäftigt: seinem Luther als einem „Lehrer deutscher Nation“ ein besonderes Büchlein zu widmen; vielleicht werde Deutschland die eindringliche, zuweilen furchtbare Stimme des gewaltigen Mannes hören (18, 512). Der Plan blieb in Anläufen stecken. Die Humanitätsbriefe aber zeigten im Spiegel einer wohl erwogenen Zitatenlese, wie Luthers Werk unter den Händen deutscher — sächsischer! — Fürsten verdarb. Seiner noch immer berechtigten Klage über das Schwinden von Treu und Glauben bei unserer Nation und Regierung ward Raum gegeben (17, 91 f.).

In ähnlich andeutendem Verfahren [25]) erneuerte nun, im Frühsommer 93, Herder den alten Andreä, u. z. in ausgesprochen „deutscher Absicht" [26]). „Den Bedürfnissen unsrer Zeit" und Nation sollte gedient werden, damit wir „unser altes Gold schätzen lernen" [27]). In der Maske des Verfassers der „Parabeln" und „Vaterländischen Gespräche" weist Herder auf die Mißstände des kleinstaatlichen Partikularismus, auf ihre „Staatsräson" [28]) hin, die einst einer höheren weichen werde. Mit ihm klagt er, „daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände verächtlich werde, daß unser Vaterland an Gut und Zier verarme" (ibd. 177). Am Ende geht ihm die hervorragende Bedeutung des Staates auf; dieser erscheint als erstes Mittel allgemeiner Verbesserung, und zu solcher „Staatseinrichtung" gehöre alles, was wir praktisch leisten sollen. „In diesem Verstande sind Helden... des Vaterlandes die größesten der Helden, weil auf der Wurzel ihrer Gedanken und Einrichtungen alles ruhet" (S. 301).

Mit dem Hervorsuchen des Realis de Vienna band sich Herder abermals eine Maske vor [29]). Durch seinen Mund wettert der Humanitätskorrespondent gegen die deutsche Selbsterniedrigung und „Gallikomanie". Zwar ist es uns keine Schande, von andern zu lernen (17, 212); kein Volk Europas darf für sich allein „alle Weisheit" beanspruchen; die Verdienste der Franzosen — politisch geschehe zwischen uns und ihnen, was da wolle! — haben wir neidlos hinzunehmen (18, 336). Herder geht noch weiter: Den Nationalstolzen erklärt er für einen Narren und hält es „für einen Selbstruhm ohne Wirkung", unsere Nation „ex professo (zu) preisen". Aber „vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut", und zu ihrer Ehre beitragen (17, 211). Das hat der deutsche Fürsten- und Adelsstand versäumt, ihn treffen daher harte Schläge [30]). Seit Ludwig XIV. hat er den französischen Nachahmungsgeist bei uns eingeschleppt und den Nationalcharakter geschwächt und verfälscht. Die beredten Schilderungen dieser „Hoffüchserei" gipfeln in dem Satz: „Der Körper war deutsch, das Herz sollte französisch seyn" (334). Wie „jeder Patriot" wünscht Herder, dieser französierende Adels-„Club" möge sich endlich — nach

den jüngsten Ereignissen — dem übrigen „Deutschsprechenden Theil der Nation, mithin der Nation selbst“ guten Willens nähern und die alten „Versündigungen . . . erstatten“ (335). — Leider vergilbten diese herzerfrischend offenen Ergüsse, in denen ein mannhafter patriotischer Zorn loderte und seinen alten Vorsprecher in voller Erregung über die eigenen Zeitnöte — vergaß, im Pult des Verfassers, statt draußen ihre Wirkung zu tun. Doch sind sie uns heute noch geschichtlich wertvoll: sie zeugen laut von dem — damals vereinzelten — national sittlichen Willen und der stilistischen Kraft Herders, den Finger schonungslos in die inneren Gebrechen und Wunden am Körper der Nation zu legen. Seine oft sanfte Prosa weicht hier dem Zorn der freien Rede. Nach außen nur, gegen die Fremden, bleibt eine kräftigere Einseitigkeit, etwas von „sacro egoismo“, zu wünschen.

Wieder flieht Herder aus der verworrenen Gegenwart in eine ihr ähnliche Vergangenheit, indem er Jakob Balde neu belebt und herausgibt[31]). Den alten Jesuiten versteht er erst jetzt, wo die hohe Politik seine eigene Stellung in Weimar ernstlich schädigte[32]), tiefer als bei früherer Lektüre. Er feierte ihn als einen — trotz des fremden Sprachgewandes — „patriotischen Alcäus“, der als Geistlicher Einblick in die politischen Zustände hatte, und rief mit ihm nach innerem Aufschwung und Zusammenschluß der Nation[33]).

Noch weiter in die national-literarische Vergangenheit seiner Deutschen wich der Patriot Herder zurück. Er zog einige altdeutsche Dichter ans Licht. Bei Otfried bemerkt er, wie er von seinem König „mit der Treue und Güte“ spricht, „die die Deutsche Nation ihren Fürsten von jeher erzeigt hat“ (16, 197). Ähnliches ist am Ludwigslied zu rühmen. Wenn nur alle Fürsten dies anerkennten und sich „Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker . . . für sie . . . gethan haben“ (S. 200). Weiter tritt uns aus der mittelalterlichen Fabel- und Spruchdichtung der edle moralische Grundzug unseres Nationalcharakters entgegen (222). Solche Muster, unsere eigenen Vorfahren sollten wir in Sitte und Sprache nachahmen, statt auf fremden Abwegen zu wandeln. „Lasset uns . . . die Felder unsrer

Väter . . . bauen; hier blühet uns Glück“ (224 f.). So denkt Herder seinem Volke zur Einkehr und Selbsterkenntnis vergessene Güter zurückzugeben — außer Poetischem auch lebensgeschichtlich Wertvolles von berühmten Deutschen aller Provinzen (17, 22).

Weimar III, Zweiter Teil (1795—1803).

Zu einem neuen Abschnitt in Herders nationalem Denken leiten zwei Gedichte aus dem Jahre 1793 über[1]). Sie spiegeln eine veränderte Weltlage. Ihr entsprechend, scheint Herder für immer den Blick von Frankreich fortzuziehen. Er denkt und lenkt jetzt aufs Wohl der bedrohten e i g e n e n Nation zurück. Er rollt in antikisierenden Versen die Ruhmes- und Leidensgeschichte der Deustchen auf, nennt unsere Edelsten und ruft, nachdem mit König Friedrich unsere Sonne untergegangen sei, den „Mann und Helden neuer Geschlechter“ herbei, der als „der Menschen Brüder, Vater und Wächter“ und als Völkerhirte regiert. Der Dichter endet seine vaterländische Ode so, als ob er sein Volk der nationalen Lebensgemeinschaft für unfähig hielte: mit dem weltbürgerlichen Traum eines Einheitsstaates, der alles Feindselige überbrücken werde! Oder (S. 583) er malt sich aus, wie Apollo als einzig dauernder Friedensstifter mit Lichtstrahl und Saitenklang die Völker einander in die Arme führen und Hab- und Machtgier aus der Welt verbannen wird. Diese friedlich umstürzende Wirkung erwartet Herder von dem „Licht“ der Aufklärung und von der Muse der Poesie mit ihrem sanften Zwang!

Der letzte Halbabschnitt hebt nach solchen Vorklängen ungefähr mit dem Jahre 1795 an. Deutlich scheidet er sich von dem bis 1793 reichenden, der im Zeichen der Revolution und der Bewunderung der Neufranken gestanden hatte. Auch Herders p e r s ö n l i c h e Lage und Lebensstimmung wandelt sich.

Das Grenzjahr, 1794, ist sein klagenreichstes gewesen[2]). Immer leerer wurde es um ihn, und 1795 hatte sich Goethe von

ihm „emanzipiert“[3]). Die Weimarer Regierungsverhältnisse verstimmten ihn. Sein patriotischer Unmut wuchs sich damals zu einer der mancherlei Ursachen seines schlimmen Zustandes aus: er hat ihn nie wieder ganz verlassen[4]). Und zu wem durfte er sich noch aussprechen? Außer Caroline gab es nur wenige Freunde, die Offenheit verdienten. Mit Knebel wußte sich Herder in politischer Übereinstimmung. Wie freute diesen in den Spätjahren das Schelten des Freundes über die Fürsten[5])! Mit Fritz Jacobi kam es bei Besuchen zu angeregten Aussprachen über die Zeitereignisse, ebenso mit Voß[6]). Merkel[7]) offenbarte sich als Patriot demokratischer Richtung. Sogar gegen Bötticher rückte der Unvorsichtige mit seinen Ansichten heraus, — in seiner Weimarer Vereinsamung gewiß begreiflich, — und erntete davon manchen Verdruß[8]). Erquickend für beide Teile war dagegen bis zuletzt der herzliche, redliche Gedankenwechsel mit Georg Müller, auf dessen Inhalt noch zurückzukommen sein wird.

Das Verhältnis zum weimarischen, dann zum preußischen Staatswesen, endlich seine allgemein nationalen Ideen und Stimmungen sind zu kennzeichnen.

1. Herders innere Verwachsenheit mit dem Herzogtum lockerte sich bald. Seine amtlichen Erfahrungen und, von außen her, die Politik rüttelten daran. Schon 1789 — wir greifen vorübergehend etwas zurück — erschien ihm die weimarische Staatswirtschaft in dunkelsten Farben, doch nur unter dem plötzlichen Eindruck einer überraschenden Aussicht auf eine auswärtige Berufung. Als er dann doch blieb, wurde ihm zwar als Ephorus des Schulwesens Grund und Anlaß, seiner Landesherrschaft in öffentlicher Rede ein — sorglich abgezirkeltes — Lob auszusprechen. Ebenso, und im wesentlichen aus echter Überzeugung, rühmte er noch 1790 Karl Augusts Regierung in einer vertraulichen Anweisung an die Pfarrer und erklärte: „Uns alle . . . bindet die Pflicht des Staats“; sorgen wir für Ordnung in unserer revolutionär aufgewühlten Zeit[9])! Aber seit der Mitte der neunziger Jahre gewinnt die Mißstimmung die Oberhand. Immer schwerer drückte ihn die Bürde der Pflichten; Landesverfassung und

Regierungsmaximen legten einem befriedigenden Auswirken Hindernisse in den Weg[10]). 1792 hatte er bereits einem fürstlichen Täufling gewünscht, er möge sich dereinst als „gebohrenen Prinzen . . ., d. i., als . . . Führer . . . der . . . Menschheit . . . b e w e i s e n“[11])! Noch einmal, 1799, konnte er bei der Konfirmation der Erbprinzen sein Herrscherideal in das Gelübde des jungen Fürsten einfließen lassen; mochte die Saat in Zukunft schön aufgehen! Für jetzt sorgte die Staatsraison Karl Augusts dafür, daß die Veröffentlichung auf einen engen Kreis beschränkt blieb[12]) — gewiß zum Verdruß ihres geistigen Vaters. Im übrigen war sein Einfluß auf die Staatsverhältnisse bereits damals, um 1800, beschämend gering. In immer fester wurzelnden politischen Vorurteilen befangen, hatte man ihn völlig isoliert. Selbst sein Familienleben litt darunter. Auswärts, so erkannte Herder kummervoll, mußten seine Kinder ihr Vaterland suchen[13]). Seinem Adalbert zuliebe ließ er, der alt-grimmige Adelsfeind, sich herab, eine Standeserhöhung nachzusuchen, die freilich seine geistige Führerstellung längst verdient hatte. Ein letztes Lebensjahr ward ihm bei unbedeutendem Anlaß (Besetzung einer Kantorstelle) durch das höchsten Ortes beliebte despotische Verfahren verbittert[14]).

Schicksal und wohl auch eigene Schuld und Anlage verstrickten so Herder in unzerreißbare Ketten. Weit entfernt, daß die Amtstätigkeit in ihm einen erfahrungshaltigen Staatssinn entwickelte, hat gerade sie diesen hintangehalten. Weimar war damals seinen hohen Idealen nicht reif.

2. Vielleicht wäre in dem P r e u ß e n Friedrich Wilhelms III. manches anders geworden. Herder hat das junge Königspaar, dessen allbekannte reine Menschlichkeit ihm vor allen wohltun mußte, warm begrüßt[15]); ob auch poetisch, ist mir im Gegensatz zu Jonetz (a. a. O. I, 24) wenig wahrscheinlich: Die Nachdichtung auf Alhallil „Der Fürst“[16]), die sich auf den jungen König beziehen soll, liegt wenigstens drei Monate vor der Thronbesteigung (September 1797)[17]). Als er jetzt den jungen König persönlich kennen lernte[18]), pries er ihn als Glücksbringer und Erretter Deutschlands. Auch unsern Herder hatte so die Woge allgemeiner Begeisterung in Norddeutschland[19])

ergriffen. In der „Adrastea“ sehen wir ihren literarischen Niederschlag [20]). Die Wendung zu Preußen ist da vollzogen, das alte Mißtrauen gänzlich geschwunden. Die preußische Krone, führt der Verfasser aus, trugen Fürsten, die dem Charakter der Deutschen gemäß ihr Amt im Staate als persönliche Dienstleistung auf- und anfaßten: als das eines Haushalters oder Steuermannes. Dank ihrer wahrhaft humanen, für den ganzen Erdteil vorbildlichen Politik hat „diese Krone bisher nicht vergebens geglänzet“ (458 f.). Ihr muß man, zumal neben der jung aufstrebenden russischen Großmacht, „eine breitere . . . Basis gönnen“, damit es seinen Untertanen „die zum Wohl Europa's nöthige Last“ erleichtere. Herder erhofft viel von einem preußischen Bündnis mit Österreich. „Zu Aufrechterhaltung der Deutschen und von Deutschen abstammenden Völker“ wird bald ein dringendes Interesse die lange feindlichen Mächte innig verbinden (462 f).

Diese Ausführungen [21]) des bald Ermattenden zeigen zum letztenmal seinen national-politischen Weitblick. Noch ist er von europäischen Humanitätspostulaten wie umflort; das kommt äußerlich in der Reihenfolge Europa- Deutschland zum Ausdruck. Doch indem Herder Preußen voller Vertrauen eine große geschichtliche Aufgabe zuweist, zeigt er, daß er in sein preußisches Vaterland, mit Sinn und Seele wenigstens, gleichsam zurückgefunden hat. Seine Gedanken umkreisen es von dem sächsischen Herzogtum her mit einer Art heimsehnender Liebe: atmen doch — wieder in charakteristischer Anordnung — die folgenden „Eignen Gemählde aus der Preußischen Geschichte“ eine verwandte, tiefe Heimatliebe! Dabei erhellt sich ihm eine Wegstrecke des tatsächlichen Geschichtsverlaufes im XIX. Jahrhundert. Lokaler Schollen-, preußischer Staats- und deutscher National-Patriotismus einen sich endlich in dem beweglichen Geist des hin- und hergeworfenen Mannes und wecken in ihm eine Ahnung von der nationalen und (mittel-) europäischen Sendung des einst gehaßten Staates. Freilich mehr von dieser als von jener! Preußen erscheint nicht so sehr als Herz- und Kernstück eines neuen geeinten Deutschlands, sondern es schützt unsere Stämme mit Österreich zusammen — ein

deutlicher Wandel in Herders Ansichten, wenn man sich jenes Gedichtes an Josef II. erinnert, in dem er seine Herzenswünsche ganz unter Habsburgs Schutz geflüchtet hatte (s. Kap. „Weimar I". S. 63 f.)

3. Wir steigen nunmehr zu den letzten allgemeinen und gesamtnationalen Stimmungen und Ideen Herders auf. Selten ringt er sich unter dem Eindruck des jeweiligen politischen Ereignisses zur poetischen Form hindurch, meist bleibt es bei mündlichem oder brieflichem Bekenntnis.

Die Koalitionskriege hat Herder von Anbeginn an mit heißen Friedenswünschen begleitet [22]). Es bedrückte ihn schwer, daß die Verbündeten sich als zu schwach erwiesen, die eroberungslustigen Franzosen zum Frieden zu zwingen. Aber eine entschiedene Parteinahme wird man diesmal vergeblich suchen. Lag es etwa daran, daß auch persönlich damals eine böse Zeit für ihn kam, besonders im Jahre 94 [23])? Um die Wende 1796/97 löste er dann sein gepreßtes Patriotenherz in zwiefachem dichterischem Erguß.

Mit oder gegen Haym (II, 507 f.) über die poetische Einheit der Epistel „Der deutsche Nationalruhm" zu urteilen, ist hier nicht der Ort; wir halten uns an den Inhalt. Auf diesen hin angesehen, ist sie ein „Weckruf" und „Vorklang" [24]) zur Befreiungsdichtung, aber wie unrein klingt er noch! Mit gallig-cholerischer Ironie, in Verzweiflung fast über Gottes Abkehr von den Deutschen wird all unsere Schmach und Schwäche ausgebreitet: die gewissenlose Mißhandlung deutschen Geistes, die Vergeudung deutschen Blutes durch die eigenen Fürsten, die oft hündisch ergebene Treue der Nation, unser Mangel an Selbstachtung, unsere schutzlosen Volkgenossen [25]). Doch der Dichter müht sich, Trost zu spenden. Er weist den Nationalruhm nach, der unserer geduldig leidenden Nation trotz allem noch bleibt. Er findet ihn — mager genug! — in unserer Unschuld an dem großen Blutvergießen, weiter in unserer Mäßigung gegen Fremde, die den kolonialbesitzenden Großmächten in erschreckendem Maße abgeht, ferner in der Weisheit — nicht der verschlagenen Diplomatie, sondern in jener Aufrichtigkeit, die uns von je auszeich-

net. Das Weitere zeugt für das Eindringen universaler Ideen beim alternden Herder so unbestreitbar wie nirgendwo vordem. Er schließt nämlich geistige und künstlerische Leistungen vom Nationalruhm aus! Als göttliche Geschenke kommen und gehören sie „dem Menschengeist“ überhaupt (214). Auffällig, daß „Menschheit“ (im kollektiven Sinne hier) vermieden wird, — und doch verständlich, erinnert man sich, wie hoch Herder die kulturschöpferische Auswirkung der Nationalcharaktere schätzte. — Er kennt jetzt einen höheren als den einzelnationalen Ruhm: die „That zum Wohle der Menschen“, „zum Gedeihen aller Völker“ (215), u. z. die freie, der ganzen Nation bewußte Tat, nicht die gezwungene, „in Trunkenheit“ vollbrachte — wie die der Franzosen, deren dabei stillschweigend gedacht wird (und wie anders als einst!). — Das Höchste aber sei, trotz aller Leiden „in nützender Verborgenheit“ zu verharren. Bleibe auch in der Fremde, wo Du als Zugewanderter ungekannt und -geachtet um Dein Leben kämpfst, — so ruft Herder dem Auslandsdeutschen zu —, Dir selbst treu! Halte fest an der Deutschen Treue und Einfalt, an dem Vaterlande, das Dir vielleicht nichts als eine „rothe Binde“ mitgab (216); „so wohnt in D i r die deutsche Nation.“ Doch nun der Schluß: das Schicksal hält uns, indem wir sinken und auch „im Nebel fröhlich sä'n“, für wert, „nicht für uns, für andere zu seyn“, bis sich der Zeiten Blatt gewendet. Es ist schwer, — und man täte es gern! — dies „uns“ nur auf die vorher angeredeten e i n z e l n e n Deutschen zu beziehen. Es bezeichnet zweifellos die g a n z e Nation. Unser Dichter hat universalistische Elemente, mit denen die Luft der Zeit geschwängert war, eingesogen, wie dies trübselige Trostwort in Tränen verrät. Er hat zur Zeit tiefster nationaler Erniedrigung sich an die müd entsagende Idee deutscher Weltdienstbarkeit geklammert. Sie verleitete viel später noch nüchtern einsichtige Historiker wie H e e r e n zu phantastischen politischen Forderungen[26]): Dies mag Herders Abirren von der ihm eigenen nationalen Gedankenbahn begreiflich und verzeihlich machen. —

Zugleich oder wenig später, Anfang 97, geißelte er die politische Krankheit seiner Zeit, die Koalitionssucht, mit einer sati-

rischen Epistel — auch sie weniger literarisch wertvoll denn als getreues Zeugnis patriotischer Beklemmung, auch sie später der Druckfassung ferngehalten: „Ueber Deutschland zu politisieren ist verboten!“[27]). Fassen wir uns kurz über sie, da ähnliche Gedanken in einem Humanitätsbrief noch begegnen werden! Sein „edeles“ Deutschland sieht Herder in bedrohlicher Nachbarschaft Polens. Jenes war „nicht mit sich coaliert“ und wurde darum aufgeteilt (353), — wie wird es uns ergehen? Wir politisieren bei uns über mehr als eine Welt — und vergessen uns selbst dabei! „Unsere Politik kriecht, oder gräbt unter der Erde; also laszen wir sie.“ Damit schließt das Gedicht, ohne recht zu Ende zu sein: die Deutschen (heißt es) können nun einmal selbst die wahrheitstreueste Ironie nicht vertragen (356). Die äußere und — schlimmer noch — die innere politische Verfassung seines Volkes scheint Herders bedrängtem Gemüt heillos entartet und verkümmert.

Der Anfang und das Frühjahr von 1798 entrangen ihm weitere Äußerungen. Zunächst im Briefwechsel mit dem Schweizer Georg Müller. Schon als Jüngling hatte Herder eine besondere Vorliebe für die schlicht-gesunden, auf ehrwürdig-altem nationalen Grunde ruhenden Zustände in der ältesten Republik deutscher Zunge und Regierung verraten. Jetzt, obwohl die aufgewühlte Zeit auch dies Land in ihre Stürme hineinzureißen drohte, rief er aus: „Ihr seid und bleibt glücklicher als wir zertretene . . . Deutsche“[28]). Das war wohl der Widerhall des in Rastatt eben erhobenen französischen Anspruches auf das linke Rheinufer. Wunderschön, wie er später den ratlosen jungen Freund zu ausharrender Treue gegen das Vaterland ermutigt![29]) „Dienen Sie Ihrem Vaterlande . . .; Gott wird es segnen. Nie noch ist ein Volk untergegangen, das . . . standhaft war.“ Noch 1802 (wir greifen einmal vor) wünschte er, daß wenigstens die deutsche Schweiz sich vor dem weitreichenden Arm des Eroberers rette[30]).

Öffentlich hat Herder einmal, wenn ich recht sehe, im Frühjahr 1798, sein Herz sprechen lassen. Er lobte in einer Rezension den früher bekämpften Schlözer[31]) aus einem patriotischen Grunde: sein neues Buch hebe die Ehre der Deutschen,

es zeige unsere nationalen Vorzüge auf „in einer Zeitenkrise, wo dem in Ohnmacht gesunkenen, sein Schicksal erwartenden Deutschland so mancher . . . in ausländischen Phrasen Hohn spricht“.

Vor allem aber fällt in diese Zeit die Ode „Germanien“[32]). Sie zeigt einen Wandel an. Von beißendem Spott und dumpfer Resignation hat sich der Dichter zu stolzer Würde und männlich tatenfroher Entschlossenheit aufgerafft. Nicht länger sollen die Deutschen, z. B. am Rhein[33]), sich den Scheitel blößen lassen. Feinde ringsum! Ermanne und einige Dich, Germanien! Sprache, Herz und Seele, ja die bloße Existenz sind bedroht. Der fremde Eroberer wird bald einzeln die deutschen Gliedstaaten zerbrechen. Das Volk muß erwachen; denn vom Reichstag steht nichts zu hoffen, Höfe und Magnaten sind entwichen. Nur ein Lichtblick bleibt: unser Genius mag dereinst „zwei germanische Freundeshände, Preußen und Oesterreich“, verknüpfen! Das Gedicht schließt mit dieser Zukunftsaussicht, die später mit erhöhter Bestimmtheit in dem uns bekannten Preußen-Abschnitt der „Adrastea“ wiederholt wurde. Nur allzu wahr hatte der Dichter prophezeit, wenn er auch die Zeit der Knechtschaft der untereinander entzweiten Einzelstaaten nicht mehr erlebt hat.

Ein Jahr später ermannte sich Herder nochmals zu einer patriotisch-literarischen Tat. Seiner Zeitschrift „Aurora“ gedachte er eine programmatische Vorrede mitzugeben. Starke vaterländische Töne erklingen aus dem Munde der Göttin[34]). „Es gab Zeiten, da viele Verfaszungen Deutschlands anerkannt die ersten in Europa waren“, so leitet sie die Erklärung ein. „Einige (Munizipalitäten) stehen noch da; und an mir soll es nicht fehlen, daß die Fleiß- und Treuvollen Völker Deutschlands, wo sie vom Gewinne ihres Fleißes verdrängt sind, auf ihre Bahn wieder eintreten mögen . . . ich will die Zeit befördern, daß Deutschland an sich denke, für sich arbeite . . . und sich seiner Kraft, seines . . . Landes erfreue in allen Ständen.“ Zu diesem Behufe will sie mit ihren Strahlen zu munterem Fleiße in allen Ständen aufwecken — denn nicht stehen und repräsentieren, sondern wirken soll man! — und trennende Unterschiede zwischen ihnen

ausgleichen. — Ewig schade, daß der schöne „Aurora"-Plan nicht zur Ausführung gedieh und sich bald zu seinem Nachteil umwandelte, äußerlich wie innerlich. Die „Adrastea" kann uns dafür kein Ersatz sein. Von der unparteiisch freien Höhe, in der sich jene, die Aurora, hatte bewegen sollen, sank diese später tief hinab in eine persönlichst gefärbte, ungerecht verzerrende Darstellung fürstlicher Fürsorge für die nationale Kultur. Weimar und Karl August wurden schweigend übergangen und die Verdienste anderer[35]), z. B. Maximilian Josephs v. Bayern, schmeichlerisch übertrieben: Leicht erkennt man die allzu menschlichen Motive, die des Autors Griffel lenken! (s. o. S. 99.)

Zweierlei wird mit dem Abschluß dieser politisch-patriotischen Betätigung, dem wir uns jetzt nähern, versöhnen. Von den Franzosen hat sich Herder nach mehrfachem Wechsel für immer abgewandt. Schon 1796 versicherte er Johannes Müller seiner alten Antipathie gegen die betrügerische Nation. Dann, seit Campoformio und dem Auftreten des all-gepriesenen vermeintlichen „Friedensbringers" Bonaparte, war er zeitweise zu milderer Beurteilung geneigt. 1802 schließlich, gelegentlich der Aachener Kur, überführte ihn eigener Augenschein von der äußerlich blendenden, innerlich hohlen Nichtigkeit der französischen Herrschaft am Rhein. Es war eine Abneigung, die sich bei ihm mit der fortdauernden Achtung vor französischer Wissenschaft ohne Schaden vertrug[36]).

Zu seinem letzten literarischen Hervortreten überhaupt gehören die Nachrufe auf die alten Freunde Klopstock und Gleim. Auch ein patriotischer Ton wird da angeschlagen. Dem Barden und Hermannssänger wand er in seine Kränze auch „das prophetische Eichenlaub seines Vaterlandes"; der Freund in Halberstadt aber stand ihm als „der Preußische Kriegssänger" und als „Mann von deutschem Gemüth" vor der Seele[37]).

In gewohnter Anordnung schließen wir mit einer sachlich gruppierten Übersicht über die nationalen Ideen dieser Periode, soweit sie über den Augenblick hinausweisen und früher Gesagtes fortführen oder doch in neuem Lichte zeigen.

Erst der alternde Herder, der sich mehr als einem (engeren)

Vaterland zugleich und doch keinem ganz angehörig fühlte, legt die einzelnen Bande zwischen Vaterland und Individuum vollständig dar. Zuerst das Territoriale: der Heimat-Boden, auf dem wir als Freie leben dürfen, bindet uns — nicht so die Scholle, welcher der Unfreie bis auf den heutigen Tag noch zu eigen gehört. Doch die Stunde der Erlösung schlägt bald. Dereinst wird „der ganze Gang . . . der Cultur . . . und der Nutzberechnung . . . die Sklaven . . . der Mutter-Erde mit sanftern Banden an ein Vaterland knüpfen und sie von der harten Scholle . . . entfesseln“ (17, 311 f.). So ahnt und fordert ein Sohn desselben Nordostlandes, von dem aus anderthalb Jahrzehnte später tatsächlich die Bauernbefreiung ins Werk gesetzt werden sollte[38])! Wer als freier Mann das Land seiner Jugend, als Kind das seiner Väter liebt (fährt der Autor fort), wem es mehr eine Lebens- und Erziehungsgemeinschaft mit innig verbundenen Gliedern als „ein Staat war“ mit seinen scharf getrennten Ständen und Klassen: der besitzt ein Vaterland, das ihm „als ein moralisches . . . heilig“[39]) ist.

Eine tückisch täuschende Fessel dagegen ist jener Wahn von Vaterlands stolz, der, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, als Chauvinismus „beinah jede alte . . . Staatsverfassung“ zersetzt hat. Nicht, was es war, sondern „was es jetzt ist, können wir“ am Vaterland lieben: die „Gesetzmäßige Freiheit und Sicherheit“ der Verfassung, in der wir unsere Pflichten ausüben, die uns schützend umgibt, wie der Raum eines festen Schiffes. Zu seiner Erhaltung wird jeder dankbar und pflichtgemäß Hand anlegen; niemand „darf sich in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft träumen“: der Verfasser denkt an jene nach Bildung oder Geburt erhöhten Stände, die, allen Gemeinsinnes bar, ihr Schicksal von dem des Vaterlandes trennen zu können meinten, bis sie ihre Strafe traf[40]).

Als ein drittes Band kettet den Bürger patriotisch gemeinte und nützliche Denk- und Redefreiheit, ungehemmt von einer ängstlichen Zensur[41]), ans Vaterland. Wir Deutschen zumal bedürfen solcher „Rechenkunst“ (ratio status) zum Heil der Nation selbst. Tapferkeit und Ehrlichkeit, Aufklärung und Gemeinsinn allein tun es nicht, wie unsere Geschichte beweist; vielmehr

dazu „edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern Deutsche zu seyn auf eignem wohlbeschütztem Grund' und Boden". Mit den Mitteln realpolitischer Berechnung nähern wir uns der idealen, echten „Vaterlandsfreiheit". Mit andern Worten: erst der verantwortungsbewußte Deutsche wird zu politischnationaler Autonomie reif werden — wieder ein Gedanke, der die Befreiungszeit gleichsam vorfühlt!

Wahrer vaterländischer Stolz, der sich mit dem äußersten Abwehrmittel schützt, ohne von sich aus anzugreifen, öffnet endlich den Sinn für den wahren Vaterlands r u h m. Ihn sucht der echte Patriot unserer Zeit nicht im blutigen, eroberungsgierigen Streit, sondern im friedlichen Wetteifer der Geisteskräfte mit den Nachbarnationen. Fortschritte der einen ziehen ja gottlob unwiderstehlich die anderen nach sich; „sonst wird man als Barbar . . . mißhandelt" — wie z. B. gewisse deutsche Duodezstaaten von den politisch fortgeschritteneren Franzosen, möchte man in Herders Sinne exemplifizieren. Die vaterländische K u l t u r führt auf die Sprachpflege zurück, in der andere Völker uns ebenfalls voraus sind[42]). Auch der fremdsprachlich Gebildete — und er ganz besonders — „habe und behalte eine Vaterlandssprache . . Ein Mensch, der sein vaterländisches Gemüth verlor, hat sich selbst und die Welt um sich verlohren": der Gehalt eines Manneslebens steckt in diesem schlichten, so tiefen wie schönen Ausspruch.

Danach glaubt unser Nationalautor Politik und Moral, Wirklichkeit und Ideal zu Ausgleich und Einklang vorbestimmt. K a b i n e t t s kriege mögen zunächst noch oft ausbrechen — die großen Familien selbst, die in Vaterländern, als Nationen, sich zusammenfinden, wohnen künftig in natürlich gewachsenen Staaten ruhig nebeneinander und stehen sich bei: „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache!" — ein kühnes, oft verkanntes Wort, das ferne Zeiten einst bestätigen mögen. Denn von der Gegenwart und nächsten Zukunft schweift Herders schnell umfassender Prophetenblick ungeduldig in ferne Weiten. Er sieht hinweg (und nicht ohne Absicht) von dem schier unersättlichen Expansionsdrang gewisser politisch geeinigter Nationen, wie er denn die

— wenn auch national spontanen — Eroberungskriege der Franzosen verabscheut hat.

Begriff und Idee der Nation läutern und bereichern sich noch. Scharfe Definitionen sind bei Herder stets selten; doch ist er sich wenigstens der „ungeheuren Menge von Verschiedenheiten“ bewußt, welche das Wort Nation in sich faßt (18, 56). Wie früher denkt er über den natürlichen Ursprung und Wert der Scheidung des Menschengeschlechtes in Nationen (17, 211). Neu ist — insofern es erst jetzt deutlich wird —, wie bei ihm nationaler und Humanitätssinn unlösbar ineinander verzahnt wird.

Zuerst eine Vor- und Teilfrage! Besteht in seinem politisch-nationalen Denken eine Verzahnung zwischen Nationalsinn und Weltbürgertum[43])? Nach Meinecke ist dies ein Hauptstück jedes, auch des Herderschen Humanitätsideals, an diesem Ideal finde sein Sinn für das Wesen der Nation seine Schranke. Also ist Herder als Patriot zuinnerst doch kosmopolitisch angekränkelt? Aber er kennt ja nicht jenes niedere Weltbürgertum, das sich, unzufrieden mit dem „engbrüstigen Dasein der bisherigen Gesellschaft“ (S. 29), von der eigenen Nation ganz abkehrte und in stolzem Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gesamtheit der weltführenden europäischen Kultur- und Zivilisationsvölker gern seinen deutschen Ursprung vergaß, am liebsten vertuscht und vertauscht hätte gegen die Verbrüderung mit andern und die Einbürgerung in ein national gemischtes, geschichtlich unmögliches Paneuropa. Nie war Herder Weltbürger im Sinne einer alle Völker gleichmäßig beglückenden Aufklärung. Früh schon (in „Auch eine Philosophie der Geschichte“) hatte er seinen Zeitgenossen eine scharf-ironische Lektion erteilt, wie herrlich weit sie es mit ihrer internationalen Zivilisation gebracht hätten, er hatte seine Wertschätzung der nationalen Sonderung ausgesprochen. Ähnlich steht es auf dieser letzten Entwicklungsstufe seines Humanitätsideals. Der „Brüderschaft der Völker“ mißtraut er; sie ist oft versucht worden und immer gescheitert (18, 346). Der kosmopolitisch Verschwommene, abstrakte Modebegriff „Europäische Cultur“ ist ihm kein Maßstab. Nicht ein-

mal einen Vorrang will er der europäischen Völkerwelt zugestehen. Allen Nationen, auch den „wilden“, ist ihr Anteil und ihre Art von Menschlichkeit und Menschentum zugemessen und zu belassen; gegen die hegemonielüsternen Übergriffe anderer, wie der Engländer, wird und soll jedes Volk sich aufs äusserste zur Wehr setzen. Die wahre, relativistisch zu fassende Idee der (kollektiven) Menschheit, der wir allerdings zusteuern, schwemmt nicht etwa — es wäre ihr eigener Schaden! — die Grenzen zwischen den Nationen fort, sondern verlangt ihre Ausprägung und Bewahrung, entsteht und besteht überhaupt erst in der reichen Entfaltung des Menschentypus nach den verschiedenen Volksarten[44]). Darum: „Selbstverthidung ist die Wurzel alles menschlichen und Nationalwerthes“ (18, 345), wie Herder im traurigen Hinblick auf sein Volk dartut. (S. u.!) Bei ihm schließt demnach nationales Fühlen und Denken das Wunschbild einer über-, nicht internationalen Humanität mit ein[45]). Doch auch umgekehrt kann diese erst durch die Pflege und Auswirkung der Nationalkräfte Realität gewinnen.

Die Betätigung und gesunde Entwickelung einer Nation setzt also nationale Selbstachtung voraus[46]), aber mit Maßen! Wie der Vaterlandsstolz, die sinn- und maßlose Steigerung der Vaterlandsliebe (s. o.), so ist der Nationalstolz und -wahn verwerflich[47]). Der Mann, der feinstes Nationalempfinden bewährt hat, darf gegen dessen krankhafte Erhitzung scharfe Worte schleudern, die noch heute Gehör verdienen: „Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerksfahne.“ Und weiter: „Schrecklich ist's, wie vest der Wahn an Worten haftet“ (17, 230): hat Herder das Schlagwort-Elend unserer Tagespolitik vorgeahnt?

Wo fassen wir den Wesenskern der Nationen? Herder gesteht einmal, in dem „angenehmen Irrgarten“ der verschiedenen National-Genien gern zu wandeln. Da sucht er ihren Charakter „in Schriften . . . Gebräuchen und Handlungen“. In der Dichtkunst zumal „zeiget sich die ganze Seele der Nation am freiesten“ (18, 58). Die vegetativ-naturhafte National-Ansicht Herders gilt nun einmal vornehmlich dem Geistesleben und gibt ihm das schöne, oft zitierte Wort ein: „Die beste Cul-

tur eines Volkes ist nicht schnell; . . . am schönsten, . . . einzig gedeihet sie auf dem Boden der Nation.“ (17, 59.) Ihr Leben, ja ihre Ehre, ihre Rechte hängen an der Sprache (ebd.). „Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet“, daher wehe dem Sprachverächter; Segen ihrem Pfleger und Mehrer! (18, 287.) Daß Herder sich zeitweise seine Grundansicht vom Eigenwerte des ungehemmt wirkenden Nationalcharakters und seiner Kulturschöpfungen erschüttern ließ, daß er in dunklen Schicksalsstunden seine Deutschen mit dem allzu selbstlosen Los des „Kulturdüngers“ trösten wollte, haben wir oben (S. 102) nicht verschwiegen. Im ganzen hat er doch immer wieder zu seiner alten Ueberzeugung von der großen Zukunft des nationalen Geistes und Volkes zurückgefunden.

Versuchen wir, auch das Bleibende seiner Meinungen über Staatssachen aus der damaligen, zuweilen seichten Ideenflut Herders festzuhalten!.

Bestimmter als in der vorigen Periode zählt er Staatseinrichtungen zum „Heiligsten“ der Völker (23, 498). Er bezeichnet die Staatskunst als „die Kunst aller Künste“; denn ohne unmittelbar die Förderung der Wahrheit zu bezwecken, gedeihen unter ihrem Schutz erst Wissenschaft und Kunst, vermögen die Menschen den edelsten Gehalt ihres Lebens und Wesens weiter zu geben. „Welch eine Zukunft . . ., wenn diese (d. h. des heutigen Europas) Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde[48])!“ Philosophie, kann sie auch vielleicht die Nationen Europas von der schweren Last lüsterner Machtpolitik erlösen (18, 235), ist ihm jetzt „nur“ der linke, Regierung aber der „rechte Arm der Menschheit“ (17, 107). Der Staat sei „das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte“ (17, 122). Dazu muß er sich auf Treu und Glauben gründen; sonst wankt er, wie alle Menschenverhältnisse ohne diesen „Eckstein aller Gesellschaft“ zerfallen würden (17, 91).

Herders freiheitliches Staatsideal setzt reife, denkende Bürger voraus. Dessen ist er sich wohl bewußt. Er verlangt, daß die Verständigen zu rechter Zeit sich öffentlich laut hören lassen, da sonst der Tor redet (17, 258). Eine Auslese der Bürger „durch

Erziehung und Geschäft“ soll die Besten aus Ruder bringen (18, 308). Als Form des Staates kommt, wie wir von früher wissen, die Republik in Betracht: „Das ist das jedermann gemeinsame Wesen.“. „Aufgeklärte Monarchie“, Despotismus und „Aristokrat-Despotismus“ bilden die abfallende Reihe der übri- Verfassungen. Im rechten Staat leben die nun einmal vorhandenen Klassen und Stände in Gemeinschaft, nicht „gesondert in Rang und Umgang“; doch die geistige Tätigkeit des Mittelstandes soll das Ganze durchdringen, beleben, vereinen und besonders die oberen Stände mit ihren „barbarischen Stolz“ heranziehen (18, 317 f.; 24, 174). Äußere Würde, erhöhter Rang sind in unseren Zeiten hinfällig: „Die allgemeine Stimme muß über den Werth des bloßen Staatsranges und seiner Zeichen, selbst über die aufdringendsten Gaukeleien der Eitelkeit, selbst über früheingesogene Vorurtheile siegen.“ (18, 270). Doch warnt Herder vor dem andern Extrem, vor verständnisloser Tadel- und Zerstörungslust gegen alles Bestehende. Er verlangt vom Bürger einen Staatssinn, der hinter allen Verkehrtheiten und Äußerlichkeiten noch „das Schätzenswerthe bei Allem, was uns der Staat auflegt, auch redlich und um so höher achte, je mehr es die Menschheit der Menschen fördert“ (ebd.).

Das Leben der Staaten und Völker miteinander zieht noch oft Herders Aufmerksamkeit an. Er ist — mit der wesentlichen Ausnahme der nationalen Abwehrkriege — in diesen waffenklirrenden Jahren erst recht ein Freund des Völkerfriedens. Das Kriegsfieber, hoffte er, wird einst seinen Arzt finden (17, 108; auch 20, 92). Wer mit der Faust und mit Mörsern sein Recht beweisen will, „trägt in seinem oberen Runde wenig Vernunft mit sich“ (23, 27). Glücklicherweise ist der „Codex des Völkerrechts Allem, was Mensch ist, in die Brust geschrieben“ (23, 476); nur muß man ihn auch auf seine Pflichten, nicht immer bloß auf seine Rechte hinweisen (17, 325 f.). Herder weiß, daß eine befriedete Menschheit einen besseren, veredelten Menschentypus fordert. „Allgemeine Menschenvernunft und Billigkeit“ heißt die „große Friedensfrau“. I n n e r e , seelische Bildung und Besserung wird die Menschen auf immer friedlich

stimmen; äußere Mittel, Organisationen, Waffen, helfen wenig (18, 265, 268).

Und was dürfen da wir Europäer hoffen? Die Staaten unseres Erdteils sind auf ein sittlich minderwertiges, kriegerisch-„religiöses" Eroberungssystem gegründet. Aber den Sturz seiner schon wankenden Pfeiler fürchtet Herder doch: mit dem Schlechten würde auch das Beste zertrümmert (17, 97). Andererseits aber bekämpft er die Lehre vom Gleichgewicht, nach der alles so bleiben soll, wie es ist: ein solches könnte höchstens durch „Sklaverei und Lähmung" existieren und hat hinter dem Selbstbestimmungsrecht sich einrichtender Nationen, wie er seinerzeit an den Franzosen demonstriert hatte, zurückzutreten. So hatte Herder doch schon eine Ahnung von der Kraft und Berechtigung der inneren nationalen Willenskräfte, die nachher im gegenseitigen Aufeinanderprall jene lang herrschende Theorie wirklich gestürzt haben [49]).

Dem Christen liegt die Frage nahe, welche Aufgabe bei der Befriedung der Nationen unserer Religion zufällt. Lehrt sie doch reine Humanität; das Völkerrecht ruht auf ihrem Grunde (23, 476). Hoch erhebt sie sich über den Nationalismus und wirkt — was Staaten nur mühsam möglich ist — auf eine aus allerlei Menschenständen und Klassen gesammelte Gemeinde hin (20, 89 und 175). Andererseits schont das Christentum die Nationalcharaktere, wie sie sich auf gemeinsamer Grundlage in den verschieden gestalteten Religionen der Völker ausdrücken. Denn die Religion bildet zusammen mit Nation und Sprache ein Band, das den einzelnen an sein Volk knüpft. Das Christentum kommt als Religion aller Völker — aber nur, um in ihren Individualsprachen und „Nationalzungen" zu lehren und ihre Religionen zu läutern, „daß jede Nation Gott auf die ihr eigenste Weise liebe" (24, 45 und 48). Damit hat Herder eine lange offen gebliebene Frage noch spät beantwortet, eine alte Lücke in seiner nationalen Gedankenwelt geschlossen.

Neu wirft er das Juden-Problem auf. Er erörtert die ernsten Schwierigkeiten ihrer Einordnung in die heutigen Staaten und Nationen (24, 63 ff.). Noch immer leben sie nach ihrem Nationalgesetz, sie wollen und sollen „als ein von allen

Völkern unterschiedenes eignes Volk“ geachtet werden. Herder hält staatliche Eingriffe für unentbehrlich — nicht nach „allgemeinen Menschenfreundlichen Grundsätzen“, sondern „nach der „Verfaszung der Nation, in welcher Juden ihr Gewerbe treiben“. Sogar ihre Zahl bedarf der Regelung — „eine unbestimmte Menge“ kann einen europäischen, zumal „übel organisirten Staat verderben“ —; und ihre Handelsgeschäfte haben gewisse Schranken nötig, sofern sie den „Eingebohrenen“ nachteilig werden. Man merkt dem Autor an, wie ungern er gegen ein so „feines Volk“ (24, 67) dergleichen Ausnahmemaßregeln empfiehlt. Könnte es einst nach Palästina zurückkehren, so wäre ihm diese friedliche Lösung die liebste. Erleichtert ruft er in dieser Hoffnung vorzeitig aus: „Glück also, wenn ein Messias-Bonaparte sieghaft sie (die Juden) dahinführt!“ (ebd.)

Endlich die spezifisch deutschen Nationalmeinungen Herders, soweit sie über temporäre Anlässe hinausweisen!

Sind wir überhaupt eine Nation? (17, 257.) Diese Frage peinigt ihn zuerst. Uns fehlt neben vielem anderen eine figürlich sinnbildliche Verkörperung — wie sie z. B. die Engländer an ihrem John Bull haben — es sei denn das Zerrbild des lächerlichen „Niemand“ (23, 37 u. 24, 402). Herder weiß, wie die wahre Existenz der Nation mit dem Politischen verknüpft ist. Uns entzweit unter anderem „ein leidiges Staatsinteresse (sc. der wenig vorher erwähnten Fürsten und der Partikularpatrioten: 17, 258), eine Anmaßung . . . mehrerer Cultur, . . . mehreren Reichtums!“ Die Gemeinschaft Deutschlands verdiente daher Förderung (17, 25 f.); wie aber treiben wir's? Die neue Verwirrung Europas hat viele deutsche Köpfe verdreht und geist- und herzerhebende Namen wie Freiheit, Gleichheit, Aristo- (sc. demo-) kratie, Patriot entwürdigt, so daß man sie vor anderer Ohren nicht mehr zu brauchen wagt (24, 395 f.). Unsere „verdienten Staatsmänner voriger Zeiten“ liegen im Dunkel der Vergessenheit, „und doch ist (ihr) Geschäft- und Gedankenreich . . . gleichsam der Stamm, ohne welchen sie (die Nation) kaum eine Nation, geschweige ein . . . durch empfundener Staatskörper genannt zu werden verdienet“

(17, 257). Äußere Feinde wie die Franzosen, deren Sprache und Sitten wir annahmen (24, 402), innere wie die weitverbreitete, schamlose Selbsterniedrigung in Denkart und Sprache (24, 389 ff.) oder unsere „duldsamträge Eselei“ (24, 365) — alle diese wühlen in uns wie Krankheiten. Dabei hat Deutschland von jeher unleugbar einen klaren, festen „Nationalgeist“, d. h. -charakter besessen und wird ihn ewig haben; eine neue Geschichtsauffassung aus nationaler Gesinnung heraus würde ihn leuchtend aufweisen (18, 383). Doch gemach! Bauen wir nur auf seine Stärke und Reinheit (24, 273 u. 18, 124), einst werden wir die Früchte ernten (18, 337)! Schützen wir uns gegen Ausbeutung und Mißbrauch! (18, 578, Fußnote 2) Der Untergang droht uns, und wir verdienen ihn — wie die Polen —, wenn wir uns nicht zur Selbstverteidigung ermannen (18, 236 u. 345 ff.). Sie ist der Lebenstrieb der Naturgeschöpfe, auf die Nation übertragen. Regt er sich auch unter uns genügend stark, so werden auch wir eine Nation werden. Herder zählt in mehreren Leitsätzen auf, was uns zu diesem Ende nottut; wir greifen das Wichtigste heraus: Kraft zum Selbstschutz „und eine dauernde, den Zeiten angemeszene Verfaszung“, in der die Glieder gleichberechtigt sind; weiter eine Nationalreligion, die Geist und Herz echte Freiheit gewährt (cf. auch 24, 47 f.); dann eine Nationalliteratur und -wissenschaft; Einhelligkeit unter den Reichsständen; auch die Kraft, von allen Nationen unparteiisch zu lernen und der anderen Ehre ungekränkt zu lassen, „in uns selbst aber Nation zu seyn“; endlich Liebe zur Nation ohne überheblichen Nationalstolz (32, 519; 18, 270 f.). Herder verlangt also einen selbstkritisch gereinigten, in sich zufriedenen Patriotismus, dem das Urteil anderer Nebensache ist; besonders wir bedürfen eines solchen [50]). An der Zukunft der Deutschen verzweifelt Herder zuletzt doch nicht; unsere Charaktervorzüge (s. o.!), auch die herrlich entwicklungsfähige deutsche Sprache, die wir — als die Mutter vieler Völker — für ganz Europa auszubilden haben (17, 310) und in der wir dereinst „für alle gebildeten Nationen unsres Erdballes schreiben“ werden (16, 46), stützen seinen letzten Glauben.

Schlußbetrachtung.

Wie zu vielem anderen, trug Herder auch die Fähigkeiten zu einem deutschen National-Autor in sich; das wird unsere Darstellung auch der letzten, oft gering veranschlagten Periode gezeigt haben. Aufs glücklichste hätte er Goethe und Schiller ergänzt und eine lebhaft beklagte Schwäche unseres klassischen Schrifttums ausgeglichen. Jene wollten und — konnten Sinn und Auge von der trüb verworrenen nationalen Gegenwart ab- und aufwärts zu anderen Höhen erheben, von denen ihnen Hilfe kam. Anders Herder! Als Glied seines Volkes fühlte er alles Gemeinsame mit, und zwar tiefer als die meisten Zeitgenossen. Er wollte allem Anschein nach ein nationaler Erzieher werden, und wirklich! Nimmt man alles in allem, wie es hier aus zerstreuten Stellen und entfernten Winkeln zu sammeln versucht wurde, so war er dem Ziele näher, als man hergebrachtermaßen meist angenommen hat. Warum hat er es nicht erreicht? Wo liegen — um unsere Schlußfrage bestimmter zu fassen — die Grenzen seines Patriotismus und Nationalsinnes?

Es fehlte ihm an nationalpolitischer Willens- und Stoßkraft auf ein Ziel los. Vergeblich schaut man sich nach einem geschlossenen, festen und großzügigen Programm zum nationalen Wiederaufbau um, in dessen Dienst er etwa jahrelang, beharrlich, mit Wort, Schrift und Tat gewirkt hätte. Dann ein formaler Grund! Dem Herderschen Stil geht — der eben bezeichneten Schwäche entsprechend — die gehörige Wucht und hinreißende Kraft, — sagen wir ruhig: der große agitatorische Zug ab. (Wir kennen die Ausnahmen!) Auch sinn- und ohrenfällige Klarheit und Einfalt vermißt man, — was die Wirkung ins Breite verhindert; fließende Beredsamkeit und die oft hervorzuhebenden glücklichen Pointierungen machen den Mangel nicht wett. An schlicht kraftvollen „Vorklängen von Arndts patriotischer

Prosa[51]) ist, faßt man das Stilistische ins Auge, wenig zu entdecken. Dem Jüngeren kam die Einfalt und Geradheit seiner Geistesverfassung und speziell seines gesund-bodenständigen Schollen-Patriotismus zugute und befähigte ihn — in einer niedrigeren Ebene — zu praktisch-wirksamer schriftstellerischer Arbeit am Nationalgedanken; sie ist ja nach Meinecke (S. 95) Arndts Hauptverdienst. Des Älteren Formgebung litt dazu unter ungünstigeren äußeren Umständen seiner Zeit, sie hielten die ihm eigene, leicht bestimmbare Denkweise in nationalen Fragen und — wenn anders er sie besessen hat — seine patriotische Sprachgewalt künstlich zurück. Seine Rede gleicht oft einem von harten Widerständen beengten, oft versteckt dahinfliessenden Bach. Spätere wie Arndt durften, freier und glücklicher als er, ihrem Redestrom ein breites Bett lassen. Vielleicht darf man, im Bilde bleibend, behaupten, daß jener diesem die Bahn brechen half und von den Wurzeln des deutschen Geisteslebens her quellfrischen Gehalt zuführte. Dabei erfuhr Herder, wie auf anderen Gebieten, das Los des Vorläufers: er wurde vergessen und sogar häufig (nach Gervinus' Vorgang) antinationaler Gesinnung geziehen.

Mit diesem Irrtum zu brechen, dem Herders kollektiv mißverständliches „Menschheits"-Ideal selbst Vorschub geleistet hat, ist ein Gebot geschichtlicher Gerechtigkeit. Aufgabe dieser Untersuchung war, ihm noch entschiedener, als bisher geschehen, den Boden zu entziehen: die Bedeutung des Nationalen für seine Gedanken- und Gefühlswelt, für seine Themenwahl und Auffassung nachzuweisen und zu einer höheren Einschätzung dieses Teiles seiner Produktion beizutragen. Sein tiefes Empfinden und sein häufig erstaunlicher Scharfblick in nationalen Dingen belohnen und rechtfertigen die Mühe des Sammelns noch heute.

Anmerkungen.

Nachweis der Belege und Zitate.

Zur Einführung.

1) „Weltbürgertum und Nationalstaat", 6. Aufl., 1922 (München, Berlin). — „Der deutsche Gedanke," Bonn und Leipzig 1920.

2) Von P. Feldkeller (Buchenbach 1918); die Schrift bleibt, nach Befragung des Verfassers, vorläufig unvollendet!)

3) A. Jonetz, Üb. Herd. nationale Gesinnung. Brieger Programme 1894/96; Kröhner, Herd. als Politiker und deutscher Patriot, Gumbinner Progr. 1905; Therese v. Ladiges, Herders Auffassung v. Nation und Staat, Dissert. München 1921 (in Maschinenschrift). — Für andere, vielfach anzuführende Werke brauche ich folgende Abkürzungen: S.W.S. = Herders Sämtliche Werke ed. Suphan (Berlin, Weidmann). Haym und Kühnemann bezeichnen die bekannten Biographien (letztere in 2. Aufl. München 1912). L. B. = J. G. v. H. Lebensbild, herausgegeben von Emil Gottfried von Herder. Erinner. = Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. H., verfaßt von Joh. Georg Müller. Sonst benutzte Werke sind im Text ausführlich genannt.

4) Die bekannte Unterscheidung bei Meinecke a. a. O. im einleitenden Kapitel.

5) cf. Suphan XVII, 585.

6) Nach der meines Wissens besten Zusammenfassung von Sommerfeld, Literarisches Echo XII, 1354 ff. Eine selbständige Nachforschung muß ich einer späteren Zeit mit günstigeren Arbeitsbedingungen vorbehalten.

7) Spranger, Lebensformen (3. Aufl., Halle 1923), „geistiger Pantheismus" S. 221. Dazu S. 171 ff. — Die meisten Einzelbelege zu dem hier Vorausgenommenen findet man unten (bes. im Kapitel „Weimar").

8) S.W.S. IX, 313; XIII, 375.

9) „Ideen" VIII. Buch gegen Ende.

10) Genaueres unten Kap. V!

11) Spranger a. a. O. S. 199.

Zum Kapitel I.

1) Wil. Meyer in der Altpreußischen Monatsschrift 59, S. 261.

2) Vgl. jetzt im allgemeinen Walter Harich, Das Ostproblem, München 1922.

3) Wertvolle Fingerzeige zur Beurteilung der Lokal-Verhältnisse gab mir dankenswerterweise der derzeitige Pfarrer in Mohrungen, Herr P. Schmadke.

4) S.W.S. XIV, 269 f., 472 f.

5) Ibd. 270.

6) S.W.S. XXIX, 231 (Gedicht aus der Königsberger Zeit) und VI, 163 („das gothische, dunkle Gebäude", d. i. die Kirche, in die der Knabe geführt wird).

7) Sembritzkis Charakteristik des Menschen und Autors Trescho in den Oberländischen Geschichtsblättern 7 (1905), S. 77 f., S. 119.

8) Den alten Nationalcharakter der Preußen fand er (wie Jonetz a. a. O. I. Teil 11, S. 8 angibt) in Simon Dachs Gedichten ausgeprägt.

9) Erinnerungen I, 31 ff. Im Gedicht „Der Säugling", dessen Deutung auf militärische Knebelung Haym I, 341 ablehnt, heißt es (XXIX, 18): „Doch gärt, der Friedrichs und Kartouche treibet der Keim gärt dir vielleicht auch schon im Blut, versteint dein zartes Herz der Menschlichkeit..."

10) Hasenkamp, „Ostpreußen unter dem Doppelaar" S. 324 (Königsberg 1866).

11) Wieder auf Grund der freundlichen Mitteilung des genannten Mohrunger Geistlichen.

12) Hasenkamp a. a. O. S. 276.

13) W. Meyer a. a. O. S. 263 (Altpr. Monatsschrift 59, Heft 3/4, 1922).

14) L.B. I, 1, 183 ff.

15) Siehe die weitere Ausführung bei Jonetz a. a. O. I. Teil S. 7.

16) Meinecke a. a. O. S. 95.

17) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I (Leipzig 1894), S. 80.

Zu Königsberg (S. 13 ff.)

1) S.W.S. XXIX, 227.

2) S.W.S. I, 1 ff.

3) So Haym 1, 117; dazu Erinnerung I, 60; S.W.S. I, S. XXVI.

4) Prof. K. Vorländer, nach brieflicher Äußerung, für die ich ihm verpflichtet bin.

5) In der Ausgabe von F. Groß (Berlin o. J.), S. 175.

6) Für wertvolle Hinweise habe ich der Güte und Sachkenntnis Prof. Ungers zu danken, außer in „Hamann und d. Aufklärung"

für briefliche bibliographische Hinweise. — Nur der erste Band des Werkes stand mir hier zur Verfügung!

7) Gildemeister, H's Leben und Schriften IV, S. 163 (Gotha 1863). Leider ist das chronologische Gerüst der Darstellung undurchsichtig!

8) Siehe „Brief an den Baron v. W.", 1759, in der Auswahl von Widmaier (Leipzig 1921, Inselverlag), S. 382. Roths Ausg. blieb mir unerreichbar.

9) Gildemeister a. a. O. S. 215.

10) Unger in dem genannten Buch (Jena 1911), S. 177 ff., Bd. I. (Anders Jonetz I, 13.)

11) L.B. I, 2, 423. Den Einschub — „was ... besser" — (richtiger in Gedankenstriche zu setzen!), eine sokratisch ironisierende, mehrdeutige Formulierung (vgl. zu der damals schon geübten Eigenheit Ha. s. Unger a. a. O. S. 516), beziehe ich auf das Ganze: „Sie ... schämen sich ... ein Preuße zu sein". Danach fordert Ha. nicht etwa (so Haym I, 107!) preußischen Patriotismus von seinem russenfreundlichen Korrespondenten, sondern der Gegensatz ist Deutscher — Preuße.

12) Die führenden Biographien bringen hierzu (wie zu dem nationalen Abhängigkeitsverhältnis Herder-Hamann) fast nichts. Hasenkamp (s. o!) und Armstedt, Geschichte der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg (Stuttgart 1899), dienten zur Ergänzung.

13) Haym I, 66.

14) XX/1, 1. Abschnitt, auch XIX/3 Schluß.

15) cf. Hasenkamp S. 305.

16) Siehe zu diesem und dem vorigen Absatz: Armstedt S. 240 ff., Hasenkamp S. 305 und spätere Stellen.

17) H. kam im „Sommer" 1762 (Haym I, 20), erst im September ward die Stadt, nach Hasenkamp S. 399, geräumt.

18) Nach Armstedt S. 242, (anders Hasenkamp S. 305).

19) So Jonetz a. a. O. I, S. 13!

20) Vgl. in diesem Kapitel oben S. 5!

21) Treitschke a. a. O. S. 280; trotz einer gewissen Anzahl freier „Kölmer"; cf. Meinecke, Zeitalter der deutschen Erhebung (1913) S. 92.

22) Armstedt S. 263.

23) Hasenkamp S. 357.

24) Meinecke a. a. O. S. 10.

Zum Kapitel II.

1) Recht hoch schlägt Hettner in dem bekannten Herder-Kapitel seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 3, 1. Teil, diese Zeit an.

2) Den Begriff im hier gemeinten Sinne finde ich bei Gundolf, „Goethe“ (1922) S. 260.

3) Zur Ergänzung diente Jul. Eckardt, „Livland im 18. Jahrhundert“, I, (Leipzig 1876), besonders S. 490 ff. — Zur Hansa vgl. oben S. 14!

4) I, S. 16 f.

5) Brief an Scheffner, L.B. I, 2, 413.

6) Nach Haym I, 75 und L.B. I, 3 a, 242.

7) Ibd. 2, 413. (Anders klingt, falls damals entstanden, allerdings das „Lied am Bache“, ibd. S. 350.)

8) S.W.S. I, 23 f. Ähnlich in einer Predigt (1768); XXXI, 43 f.

9) S.W.S. I, S. 23.

10) 22.

11) XXXII, 149.

12) I, 23.

13) Ibd.

14) 26.

15) Ibd.

16) 25.

17) Ibd.

18) 16.

19) I, 22.

20) In einem wenig späteren Fragment XXXII, 146.

21) Übrigens rühmt dies kirchlich-weltliche Bündnis auch Herders Nachruf auf Abbt (II, 283).

22) Z. B. I, 23, 26.

23) L.B. I, 2 S. 423.

24) S.W.S. II, 268 f.

25) Eckardt a. a. O. S. 267: Verweigerung des Bürgerrechts an die Letten; Ausschließung der Juden unter den zugelassenen Fremden.

26) S.W.S. I, 140 f.

27) Vgl. S.W.S. I, 531.

28) I, 392.

29) Verfaßt 1744, erschienen 1764 (also vor der auch national orientierten „Hamburgischen Dramaturgie“ Lessings).

30) Also Verherrlichung des Mittelalters nicht erst in „Auch eine Philosophie...“, wie Metzger „Recht, Staat und Gesellschaft in der Ethik des deutschen Idealismus“ (1916) S. 251 meint.

31) S.W.S. XXXII, 34.

32) Ibd. 31 ff.; (cf. an Kant: „menschliche Philos . . . seine liebste Beschäftigung“. L.B. I, 2, 300).

33) S. 39 a. a. O.

34) S. 41.

35) S.W.S. a. a. O. S. 43 f.

36) Zur Datierung cf. Haym I, 49 und 94.
37) S.W.S. XXXII, 146/147.
38) Beim Abschluß des Kapitels wird mir erneut bewußt, daß er nicht mehr als ein Vorläufiger sein kann. Namentlich Herders Förderung durch Brown und durch Montesquieu auch nur oberflächlich abzuschätzen, mußte ich mir unter leidigen äußeren Umständen versagen!

Zum Kapitel III.

1) L.B. II. 3. S. 8; S.W.S. XXIX, 320.
2) S.W.S. IV, 370: H. bekennt sich genötigt, wie alles andere sich der Politik anzuschmiegen.
3) S. 403.
4) An Begrow L.B. II, 84 ff.
5) IV, 401.
6) 371 ff.
7) 364.
8) 371.
9) 401.
10) 393.
11) 453.
12) S.W.S. XXIX, 321 (auch IV, 363).
13) IV, 365.
14) 366.
15) Daher empfahl er sich und andern Reisen: IV, 477.
16) 418.
17) 473.
18) 405.
19) IV, 405.
20) Ebenda.
21) 406.
22) 473.
23) Ebenda.
24) Cf. auch IV, 364: „Das menschliche Geschlecht hat Glückseligkeit zur Summe."
25) Meinecke a. a. O. S. 332.
26) S.W.S. IV, 408 ff.
27) Ibd. 412 f.
28) 353 f.
29) Vgl. zu diesem Begriff Meinecke a. a. O. Kap. I.
30) S.W.S. IV 356; auch 477: „Eine Nation bleibt unvollkommen, wenn sie gar nicht nachahmet."
31) 473.
32) 474.

33) L.B. II. 3. S. 86 und 135.
34) S.W.S. 473.
35) Ibd.
36) L.B. II, 3. S. 56.
37) Vgl. S. W. S. 435, wo er sich selbstkritisch äußert über sein national begrenztes Verständnis französischer Art.
38) L.B. ibd. S. 103: „man wohnt auf den Ruinen."
39) S.W.S. IV, 413.
40) Ibd. 425.
41) 431 f.
42) 481.
43) S.W.S. IV, 433.
44) 435
45) 437.
46) 440, dazu Suphans Einleitung S. XVI oben.
47) 466—469, 472 ff.
48) 472.
49) S.W.S. 472.
50) 473.
51) 474.
52) 477.
53) 469.
54) S.W.S. IV, 468.
55) Ibd.
56) Vgl. Meinecke a. a. O. S. 136 f.
57) S.W.S. 468.
58) 467.
59) 467.
60) So auch VI, 60 [verfaßt 1769/70, s. Haym I, 400, also nur wenig später].
61) Meinecke a. a. O. S. 14 f., 21, 280 f.
62) Mein. Kap. 3.
63) Ibd. S. 55.

Zu S. 43 ff.

1) Vgl. hierzu und zum Folgenden Haym I, 355 ff.
2) Ibd. 356.
3) Nach Oehlke, Lessing II, 134, 137.
4) S.W.S. XVII, 123 ff.
5) Zur Datierung vgl. Haym I, 399; II, 2. Abschnitt; dazu S.W.S. VIII, S. X.
6) S.W.S. XXIX, 329 ff. („An den Genius Deutschlands", „Eine Erscheinung", „Karl der Große"); im L.B. auf den März 1770 bezogen (III. I. S. 1 ff.).
7) S.W.S. VIII, 19.

8) Ibd. S. 63; mit der Anmerkung S. 663.
9) Zur Datierung s. Haym I, 377; S.W.S. XXIX, 737.
10) XXIX, 406 f.
11) VIII, 97 f.
12) Nach Haym I, 379.
13) Haym I, 380 ff.
14) Nach dem Zitat ebenda S. 390.
15) Nach Haym I, 395, in L. B. III, 264
16) L.B. III. I. S. 196.
17) Ibd. S. 268.
18) Vgl. jetzt Gundolf, „Goethe" (II. Aufl. 1922) S. 123.
19) S.W.S. V, 231.
20) S.W.S. V, 129.
21) V, 130 f.
22) V, 141 f.

Zum Kapitel IV.

1) Haym 1, 472 f., Kühnemann S. 165.
2) Nach Westfelds allerdings vielleicht übertreibendem Bericht, besonders „Erinnergg." S. 12 und 29.
3) S. Otto Müller, Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen 129 (1912) S. 314 f. — (bei Gödeke nicht verzeichnet!) Manchen Hinweis verdanke ich Herrn Archivdirektor Bercken in Bückeburg.
4) S.W.S. IX, 356 und sonst.
5) S. den, Herder sicher bekannten, Vorfall mit Mendelssohn: Archiv usw. a. a. O. S. 134.
6) IX, 165 f., VIII, S. 298.
7) Aus Herders Nachlaß III, 364 (30. X. 72); dazu allgemeiner ausgesprochen in S.W.S. XXV, 9: „auf zu faule oder bittre Stellen kommen."
8) Ibd. II, 64 (Oktober 73).
9) S.W.S. XXIX, 407 (mit der Anmerkung S. 739). Daß auch der „Wolf" Gewissensbedenken empfand, konnte er nicht wissen (cf. Helmholt, „Friedrich der Große und sein Preußen", Wien und Leipzig o. J. S. 111 f.).
10) S.W.S. XXV, 8 f.
11) Ibd. S. 10.
12) S. 11.
13) S.W.S. XXV, 7.
14) Ibd. S. 9.
15) Zur naturalistischen Begründung des Patriotismus s. Feldkeller „Der Patriotismus" S. 109.
16) S. etwa S.W.S. V, 535, 551 („die Unsern, für die wir leben").

17) S.W.S. V, 492 f.
18) 497.
19) 499.
20) XXVIII, S. 23, Monolog: „Nur Roms und Vaterlandesfeind."
21) V, 510.
22) VIII, 200 in „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele", die Schrift wurde bereits in Bückeburg fertig: Haym II, 66.
23) V, 569.
24) S.W.S. VIII, 303.
25) V, 502.
26) VI, 56.
27) Z. B. I, 306, 309; IV, 471; VIII, 210, 426; auch später: IX, 380; XII, 316; XIV, 92.
28) I, 367 f. XXV, 9.
29) I, 18; VI, 10; XXV, 7, 9; VIII, 432; später: XVIII, 311 und sonst.
30) Cf. Meinecke S. 24.
31) XXV, 9; VI, 105.
32) XXV, 8.
33) V, 505, 539.
34) V, 592.
35) V, 509; vgl. Cassirer, „Freiheit und Form" (Berlin 1918) S. 185 ff.
36) VIII, 304.
37) Ibd. Vgl. Cassirer a. a. O. S. 190.
38) V, 505 f.
39) Feldkeller a. a. O. S. 110 f.
40) S.W.S. V, 501.
41) S.W.S. V, 536.
42) 551.
43) 547.
44) 551.
45) 497.
46) S.W.S. VI, 70.
47) V, 534, 547 ff. = V, 648 cf. auch „Aus Herders Nachlaß" Bd. II, 123 („Der preußische Adlersblick").
48) V, 539, VI, 106, VIII, 325.
49) V, 535.
50) IX, 524; 1777 erschienen, gehört dem Entstehen nach in der Hauptsache der Bückeburger Zeit an: Haym II, 91; I, 696 f. Ebenso ist sozialpsychologisch Herder die organische Staatsauffassung nicht fremd: VIII, 331 oben.
51) S. den letzten Beleg der vorigen Seite!
52) S.W.S. V, 544.
53) VI, 105.

54) VII, 237 f.
55) VII, 298.
56) V, 697.
57) Frühere vereinzelte Spuren altdeutscher Neigungen s. Jonetz, Brieger Programm 1895/96, S. 15.
58) Meinecke a. a. O. S. 316.
59) V, 176.
60) VII, 293.
61) XXV, 10 f. — Der Unterton einer nur halb beschwichtigten Resignation wird auch in der Fabel XXIX, 411 vernehmbar.
62) Zu dieser Lehre cf. Meinecke S. 209 f.
63) VIII, 303.
64) Wieder in der an ihm gewohnten, stachlig ironischen Verhüllung: V, 548 f., auch 551.
65) V, 519.
66) Nach V, 520 vermochten die Nationen den neuen Glauben „in ihr Wesen“ zu „verschmelzen“!

Zum Kapitel V.

67) Nach Haym II, 1 ff.
68) A. a. O. S. 131 ff.
69) A. a. O. S. 10.
70) S. 6 f.
71) S. 22.
72) S. 18, 14 und 20.
73) Gundolf, Goethe S. 261 (11. Aufl. 1922).
74) Haym II, 14 und 23.
75) Ibd. S. 16.
76) S. 25.
77) S.W.S. XXXI, 544 ff. Im nächsten Kapitel wird auf sie zurückzukommen sein.
78) „Aus dem Herderschen Hause“ (ed. Bächtold), Berlin 1881, S. 109, auch S. 73: „Alles hängt von gewissen einseitigen Köpfen ab.“ cf. Kühnemann a. a. O. S. 310.
79) Haym II, 93 f. Dazu S.W.S. 25, 328: „Lyrische Dichtkunst . . . nicht eben der Nerve unsres Volks . . von jeher die Deutsche Harfe dumpf, und die Volksstimme niedrig . .“
80) S.W.S. IX, 476 f.
81) Ibd. 485.
82) 487.
83) 492.
84) 487.
85) 494 f.

86) S.W.S. IX, 495.
87) 495 f.
88) VIII, 389 (mit Lesart).
89) S.W.S. VIII, 391.
90) Ibd. 424.
91) XI, 204.
92) VIII, 424 f.
93) Ibd. 425.
94) 426, 429.
95) 430.
96) S.W.S. VIII, 433.
97) Diese Datierung der hier verwerteten Auslassungen nach S.W.S. VIII, S. XII.
98) S.W.S. IX, 362.
99) S.W.S. IX, 325, 328.
100) IX, 493 f.
101) VIII, 444 f.; XV, 39 f.
102) XV, 39.
103) Ibd. 39/40.
104) S.W.S. IX, 356. u. unten S. 74.
105) 399.
106) cf. Haym II, 193.
107) S.W.S. XI, 461, Fußnote f.
108) XII, 115 f.
109) 148.
110) 128, auch 168, wo ihre Kriegsmittel gerechtfertigt werden.
111) 114.
112) S.W.S. XII, 114.
113) 117.
114) 93.
115) 83.
116) 153 f.
117) 118.
118) 95.
119) 117.
120) 118/119; ähnlich schon 1778 „Über d. Würkung d. Dichtkunst" VIII, 352 ff. Dazu XII, 89, 334 f.
121) S.W.S. XII, 335.
122) 114 f.
123) Eine Anwendung davon lieferte jüngst König, Vossische Zeitung 11. II. 23.
124) A. a. O. II, 139.
125) S. 555 a. a. O. Vgl. auch Gundolf, „Goethe" (11. Aufl. 1922) S. 89.
126) S.W.S. XII, 227 mit der älteren Fassung in der Fußnote.

127) Ibd. 229. (Die erste Fassung des Gedichtes selbst in Bd. XXIX, S. 333 ff.)

128) Vgl. Spranger, „Lebensformen“ S. 199 (Halle 1923).

129) S.W.S. IX, 356/57.

130) VIII, 400: die Kreuzzüge werden da zur „Herrlichkeit“ des Mittelalters gezählt; sie versammelten feindliche Nationen friedlich unter Einer Fahne!

131) Zuerst im „Teutschen Merkur“ Dezember 1781 (vgl. Haym II, 330), S.W.S. XV, 323.

132) IX, 327.

133) 324.

134) 359.

135) Oktober 1780 zu Georg Müller (a. a. O. S. 73): „Auch in dem aufgeklärten Preußen herrscht die größte Sklaverei“, womit indessen noch kein Tadel gegen die kulturfördernde Richtung und das ehrliche Bemühen der Regierung beabsichtigt zu sein braucht.

136) V, 650.

137) IX, 383.

138) Dies findet z. B. Haym II, 121.

139) IX, 324.

140) S.W.S. IX, 375.

141) 374.

142) XII, 117.

143) IX, 398.

144) XV, 325, dazu 324 („lauter glückliche Individuen“).

145) Ibd. 324.

146) S.W.S. IX, 377: „Der reine Griechische Nationalcharakter kann uns nie werden.“

147) Ibd. 328, ähnlich 338.

148) 405.

149) 318.

150) XII, 56.

151) VIII, 392.

152) S.W.S. IX, 385.

Zum Kapitel VI.

1) Haym II, 203 Mitte, Suphans Schlußwort XIV, 703.

2) Haym II, 14.

3) Ibd. 488 ff. sowie 6. Buch, 4. Abschn., z. B. S. 388 oben.

4) S.W.S. XXXI, 538 ff.

5) XXX, 50.

6) Haym II, 350.

7) Ibd. 354.

8) Ibd. 361, 364.

9) Sie stützt sich außer auf Haym und Suphans Schlußworte auf Prof. Fritz Hartungs „Gesch. des Großherzogtums Sachsen-Weimar unter Carl August", Weimar 1923, und auf ergänzende briefliche Auskünfte, die ich seiner Güte verdanke.

10) Er assistierte dem Herzog: Lenz, Kleine histor. Schriften II, 169 f. (München 1920).

11) S.W.S. XIII, 468.

12) S.W.S. XVI, 600 ff.

13) Dessen Bedenken und Carl Augusts Enttäuschung: Haym II, 489 und 491 unten.

14) S.W.S. XIII, 340. Cassirer faßt die Stelle als gegen die „Realität" des Staatsgedankens überhaupt gerichtet! (A. a. O. S. 504.)

15) 4. Kapitel mit den Entwürfen S.W.S. XIII, 448 ff. Eine erschöpfende Analyse der vier Redaktionen kann ich zurzeit nicht bieten.

16) Die noch 1783 in jener Predigt ihre Rechtfertigung gefunden hatte (S.W.S. XXXI, 546)!

17) Gotisches Wahl-Königtum tüchtiger als das erbliche: XIV, 396; „2. Grad der natürlichen Regierung" XIII, 376.

18) Buch XV, Kapitel 2, Schluß. Kühnemann a. a. O. S. 365.

19) Im XIII. Buch, 2. Teil der „Ideen". Über die schnell geglückte Niederschrift Haym II, 240.

20) Vgl. jetzt Ed. Sprangers gleichnamige Festrede, Berlin 1923.

21) Mit gewohntem Feingefühl hütet sich Herder vor Übertreibungen: XIV, 105: „Wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden."

22) Vgl. Meinecke, Zeitalter der deutschen Erhebung, (Leipzig 1913), S. 83.

Zum Kapitel VII, 1. Teil.

1) Haym II, 484, Suphan 18, 536.

2) cf. Kühnemann S. 465.

3) Siehe oben Kap. IV S. 3 und 14. S.W.S. 17, S. 17: die Human.-Briefe spiegeln hier offensichtlich persönliche Erinnerungen von der Reise her wider.

4) Haym II, 418; Kühnemann 484.

5) Allerdings scheint er von den französischen Ereignissen selbst angeregt; S.W.S. 14, 648 f.

6) cf. 16, 125 f.

7) Siehe S.W.S. 1, 15; später „Ideen" Buch IX, Kap. 1, gegen Schluß.

8) Exzerpte aus den JJ. 91—97; Haym II, 58 ff. Ein näherer Vergleich mit der Vorlage (nach der mir unzugänglichen Hss.) wäre vermutlich lehrreich.

9) Ibd. 64 und 476.

10) Z. B. 18, 305, 320, 356, 387.

11) Nur sie kann gemeint sein. „Staat" wäre ein zu enger Name, dem bloß „einzelne Klassen von Geschäften sich weihen" (309 oben).

12) Genauer: der fiktive Briefschreiber „L", der wohl an die Ausschreitungen des Pöbels in Paris (Herbst 92) denkt und uns für noch weit unreifer in der Politik hält.

13) Aus Nr. 21 der Br. z. Befördg. d. H., die sich hier mit jener älteren Äußerung wesentlich deckt: Suph. 18, 311, Anm. 1.

14) cf. dagegen Meinecke a. a. O. S. 282 oben.

15) cf. Hartung a. a. O. 192.

16) S.W.S. 18, 320 ff.; Nr. 19.

17) Ein Irrtum von Jonetz sei hier nachträglich aufgedeckt. Nach ihm (a. a. O. I, 23) hat Herder bereits 1781 im Gedicht auf Willamovs Tod Friedrich II. zu dem „hohen Drei" gezählt (29, 69). Aber der Dichter selbst stellt in der Anmerkung klar, daß nur die Dithyramben des Verstorbenen auf jene drei gemeint seien, nicht deren Persönlichkeit.

18) Br. 10, wo „B" als führender Interlokutor fungiert.

19) 17, 408 ff.; zur Chronologie siehe 18, 560 Anm. 1.

20) Haym II, 496.

21) Ibd. 516, 587, 617; Sup. 18, 525 Anm.

22) Haym II, 484.

23) Ibd. 512, 498, 516.

24) Vgl. Roethe, Wege der deutschen Philologie S. 4. (Rektoratsrede Berlin 1923.)

25) Suph. 18, 556.

26) Haym II, 511.

27) Siehe Vorrede S.W.S. 16, 131 ff.

28) Ibd. 137, 143, 146, 182.

29) Human.-Briefe IV, Nr. 40 ff. Schon 1786 hatte ihn Herder als unserer Zeit ungemein gemäß empfohlen: S.W.S. 16, 595.

30) In einem zurückbehaltenen Briefe 18, 333 ff.

31) „Terpsichore" S.W.S. 27.

32) Haym II, 516 ff.; 622.

33) Siehe Vorrede S. 4; Anmerkungen z. B. S. 20 unten; „Kenotaphium" S. 207, 223, 231, 233 f.

Zum Kapitel VII, 2. Teil.

1) S.W.S. 29, 580 ff.

2) Haym II, 588.

3) Ibd. 618.

4) Haym II, 516; Baumgarten, Preuß. Jahrbücher 29, 146.



5) Haym 747, 750.
6) Ibd. 589.
7) 753.
8) 758.
9) Haym II, 445.
10) 437, 563, (S.W.S. 33, S. 228 und 230).
11) S.W.S. 31, 558.
12) Haym II, 575 f.
13) Ibd. 744 f.
14) Ibd. 807.
15) „Von und an Herder“ I, 258.
16) S.W.S. 18, 275; dazu Anm. S. 616.
17) Die X. Sammlung war im Juni schon fertig: Haym II, 510.
18) Juli 1799, Haym II, 787.
19) Treitschke I, 150 f.
20) S.W.S. 23, 455 ff.
21) Unbestimmter, als dichterische Vision, nimmt sie bereits die Ode „Germanien“ (29, 212) vorweg; s. u.!
22) Haym II, 497.
23) Ibd. 516.
24) Suph. 18, 585.
25) 18, 209 ff.
26) Meinecke a. a. O. 209 f.
27) 18, 356; vgl. den Anfang des Gedichtes 29, 583 f.
28) Januar 1898, S. Haym II, 722.
29) 723, 725 f.
30) 729.
31) Erfurter Nachrichten vom 11. Juni; S.W.S. 30, 303.
32) 29, 210 ff.; die Zeitbeziehungen im einzelnen bei Suphan „Zwei Kaiserreden“ (Berlin 1879), S. 45 ff.
33) Vgl. S.W.S. 18, 616 unten.
34) 23, 14 f.
35) 1803, S.W.S. 24, 171.
36) Ibd. 221.
37) 18, 584; Haym II, 803, 814; auch Berger, Schiller II, 576, (2. Aufl., München 1921).
38) S. Treitschke I, 280; vgl. oben Kap. I, vorletzter Abschnitt!
39) S.W.S. 17, 313.
40) 315 f.
41) 17, 317 f.
42) Vgl. 16, 474: die Sprache als Mittel, auf die Nation über die Geschlechter hin, wie unsterblich, zu wirken.
43) Vgl. Meinecke a. a. O. S. 33.
44) 18, 235 ff., 248 f.
45) Meinecke, S. 20.

46) Selbstachtung einer Nation trägt, wie gerade an den Engländern betont wird, zur Kulturblüte bei und unterstützt das Schaffen des einzelnen: 23, 160.

47) S.W.S. 17, 211 und 230; 18, 208 ff.

48) S.W.S. 16, 47 f., 17, 232, auch 18, 12 unten.

49) Vgl. Treitschke a. a. O. I, 144, der sogar allen Zeitgenossen Friedrich Wilhelms III. noch diese Ahnung abspricht!

50) Auf die Deutschen ist seine Bemerkung über „geläuterten Patriotismus“ in erster Linie zu beziehen (18, 270).

51) Suphan 18, 585.





ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN
VON
PAUL MERKER UND WOLFGANG STAMMLER

EINUNDFÜNFZIGSTER BAND
ERSTES HEFT

Aus dem Inhalt des ersten Heftes:

Anzeigen:

Die Herausgabe der Zeitschrift haben vom 51. Band ab die Herren Dr. Merker und Dr. Wolfgang Stammler in Greifswald übernommen. Sie sehen darauf, daß von jetzt ab jedes Vierteljahr ein Heft zur Ausgabe gelangt

Kompl. Jahrgang (4 Hefte) kostet RM. 20.— einzelne Hefte je RM. 6.—
Frühere Jahrgänge kosten je RM. 20.—

W. KOHLHAMMER VERLAG, IN STUTTGART